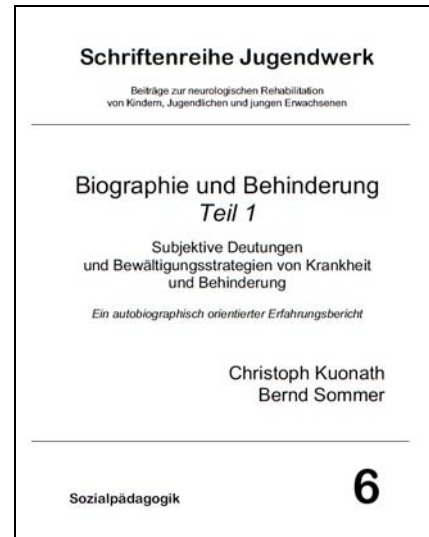


Schriftenreihe Jugendwerk, Heft 6
Download
Kuonath, Christoph / Sommer, Bernd :
Biographie und Behinderung – Teil 1,
Gailingen, 1999



Der Band 6 und 10 der Schriftenreihe Jugendwerk, also die Titel "Biographie und Behinderung" Teil 1 und Teil 2 gibt es seit April 2001 auch als Buch unter dem Titel: Bernd Sommer, Christoph Kuonath : Biographie und Behinderung: Krankheit, Rehabilitation und Lebensgeschichte eines Jugendlichen in Selbstzeugnissen - Ein autobiographisch orientierter Forschungsbericht, erschienen im Verlag Hänssel-Hohenhausen (Verlag der Deutschen Hochschul-schriften), Egelsbach, ISBN 3-8267-1190-4, 161 Seiten, 28 DM.

Christoph Kuonath, Landwirtschaftsgeselle, war 1998/1999 Rehabilitand im Hegau-Jugendwerk in Gailingen. Bernd Sommer, Dr.phil., Diplompädagoge mit dem Schwerpunkt Heil- und Sonderpädagogik, ist seit dem Jahre 1992 Mitarbeiter des Sozialpädagogischen Dienstes im Hegau-Jugendwerk in Gailingen.

Das Hegau-Jugendwerk in Gailingen ist ein überregionales Rehabilitationszentrum für die neurologische Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Mit zur Zeit 200 Betten bietet es die ganze Rehabilitationskette von der noch intensivmedizinischen Frührehabilitation über alle Formen medizinischer, sozialer und schulischer Rehabilitation bis hin zur beruflichen Rehabilitation zum Beispiel in Form von Förderlehrgängen.

Die Schriftenreihe Jugendwerk ist ein in erster Linie internes Forum für die fachliche Auseinandersetzung mit den Fragen neurologischer Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die einzelnen Hefte der Schriftenreihe stehen aber auch jederzeit allen externen Interessierten zur Verfügung und können als pdf-Datei von der Homepage des Hegau-Jugendwerks kostenfrei heruntergeladen werden.



Neurologisches Fachkrankenhaus und Rehabilitationszentrum Hegau-Jugendwerk
Kapellenstr. 31, 78262 Gailingen am Hochrhein

Telefon 07734 / 939 - 0
Telefax Verwaltung 07734 / 939 - 206
Telefax ärztlicher Dienst 07734 / 939 - 277
Telefax Krankenhausschule 07734 / 939 - 366
schriftenreihe@hegau-jugendwerk.de
www.hegau-jugendwerk.de

Redaktion der Schriftenreihe: Jörg Rinninsland, Wilhelm-Bläsig-Schule

Vorwort

Den Ausgangspunkt und gleichzeitig entscheidenden Beweggrund für den Entschluß, einen gemeinsamen Beitrag für die „Schriftenreihe Jugendwerk“ zu veröffentlichen, stellen Gespräche zwischen den beiden Verfassern dar, die anfangs durch die Bearbeitung eher alltagspraktischer, das Zusammenleben von jugendlichen Rehabilitanden im Jugendwerk Gailingen betreffender Probleme gekennzeichnet waren, die sich aber über Wochen und Monate zu der Grundlage einer vertrauensvollen, auf gegenseitiger Wertschätzung beruhenden pädagogisch-therapeutischen Beziehung entwickelten, in deren Rahmen wiederum die Bearbeitung anstehender persönlicher Fragen und beruflicher Perspektiven des Rehabilitanden einen zentralen Stellenwert einnahm.

Von besonderer Bedeutung im Zuge der gemeinsamen Arbeit an dem vorliegenden Beitrag, und darauf soll an dieser Stelle explizit verwiesen werden, ist zum einen der Wunsch von Christoph Kuonath, seine individuellen Erfahrungen mit Krankheit, den laufenden Prozeß der Be- und Verarbeitung seiner Einschränkungen und Behinderungen sowie seinen Weg auf der Suche nach dem „Sinn“ interessierten Lesern mitzuteilen; zum anderen sollen Ergebnisse und Erkenntnisse aus gemeinsamen Gesprächen der beiden Verfasser, und dies ist erklärtermaßen einmütiges Ziel, anderen Menschen, die sich in einer etwa vergleichbaren Lebenssituation befinden, Mut zusprechen, sich auf die Suche nach einem eigenen Weg der Krankheitsbearbeitung und Behinderungsbewältigung zu begeben.

Den dritten Aspekt stellen Ansatzpunkte für die Beantwortung der forschungsmethodisch relevanten Fragestellungen dar, wie subjektive Beurteilungen in die Bearbeitungs- und Bewältigungsstrategien von (chronischen) Krankheiten und Behinderungen einfließen, in welcher Form „Sinnfragen“ für die Entwicklung „neuer“ Lebensperspektiven von Bedeutung sein können.

(Auto-)Biographische Ansätze bieten in diesem Zusammenhang Möglichkeiten, über die bloße Beschreibung von Lebensläufen hinaus auf subjektive Deutungsmuster und soziale Zusammenhänge hinzuweisen.

Nicht jeder Mensch, und auch da sind sich die beiden Verfasser einig, ist in der Lage, in der hier vorliegenden Form die bereits erarbeiteten Schritte auf dem Wege hin zu einer (selbst-)kritischen Reflexion seiner eigenen Vergangenheit zu vollziehen, hin zu einer Bewertung „einschneidender“ Ereignisse wie Krankheiten, Unfälle und in der Folge möglicher Beeinträchtigungen und Behinderungen als zwar schwierig zu bearbeitende und nicht umkehrbare Geschehnisse, dennoch als vorhandene Tatsachen der Wirklichkeit in das eigene, „neue“ Leben zu integrieren und schließlich zu der Erarbeitung zufriedenstellender Lebensperspektiven auf der Grundlage von veränderten Lebensgewohnheiten und Denkweisen vorzustoßen.

Mit Christoph Kuonath und Bernd Sommer trafen im Jugendwerk Gailingen zwei Menschen aufeinander, die in ihren jeweiligen Rollen als „Rehabilitand“ und „Mitar-

beiter des Sozialpädagogischen Dienstes“ eine besondere Beziehung aufbauen konnten, in deren Rahmen Fragen aus dem Lebensalltag, aber auch übergeordnete „Sinnfragen“ angesprochen und bearbeitet wurden.

Dieses Aufeinandertreffen stellt keinen Zufall dar. Vielmehr kreuzten sich für eine Zeitlang die Wege zweier Menschen, die in ihrem jeweiligen, individuell unterschiedlichen Sinne einen „Hang“ zum Nachdenken, zum im wahren Sinne des Wortes „Philosophieren“, insbesondere hinsichtlich zu Fragen nach der Bedeutung kritischer Lebensereignisse und dem „Sinn des Lebens“ verkörpern.

Daß in dieses Geschehen ein Mitarbeiter des Sozialpädagogischen Dienstes einbezogen ist, scheint nicht verwunderlich, sondern deutet auf das Annehmen und Erfüllen von beruflichen Aufgaben aus den sozial-, heil- und behindertenpädagogischen Arbeitsbereichen von Alltagsbetreuung der Rehabilitanden, Unterstützung bei der Krankheits- und Behinderungsbewältigung sowie Bearbeitung von Fragen im Rahmen der Entwicklung neuer Lebensperspektiven hin.

Es wird ein Dokument vorgelegt, das in seinen Beschreibungen, Erkenntnissen und Schlußfolgerungen nicht verallgemeinert werden darf. Andererseits bietet die Beschreibung von Ereignissen und Entwicklungsschritten während einer Krankheitsphase und der sich anschließenden Rehabilitation vielfältige Ansatzpunkte zum Nachdenken auf unterschiedlichen Ebenen: für Menschen, die sich als „Rehabilitanden“ in ähnlicher Lebenssituation befinden, für Angehörige, für Therapeuten und nicht zuletzt für außenstehende, an (auto-)biographischen Schriften interessierte Leser.

Der in der „Schriftenreihe Jugendwerk“ vorgelegte Bericht einer Lebensgeschichte im Zusammenhang mit Krankheit, Behinderung und Rehabilitation führt ein in den individuellen Verlauf eines Lebensschicksals, gibt Auskunft über die für die Verarbeitung der einschneidenden Ereignisse notwendigen Entwicklungsschritte, beschreibt bis zu einem bestimmten Grad Beziehungen, wirft auf der anderen Seite Fragestellungen auf, die im begrenzten Rahmen dieses Berichtes teils in zufriedenstellendem, teils in nicht-zufriedenstellendem Maße beantwortet werden konnten.

Während Christoph Kuonath in z.T. sehr detaillierter Weise „Stationen“ seiner Lebensgeschichte, Entwicklungsschritte hin auf dem Wege zu seiner individuellen Form von Krankheitsbearbeitung und Behinderungsbewältigung, Gedanken und Gefühle aus Zeiten des Zweifeln und des Hoffens beschreibt, Themen, die später unter dem Stichwort „biographische Kompetenz“ wieder aufgenommen werden, bleibt für Bernd Sommer die Aufgabe, den vorliegenden Bericht über eine Lebensgeschichte in einen theoretischen Rahmen einzuordnen, ein Unterfangen, das vor allem aufgrund einführender Bemerkungen in autobiographische Forschungsüberlegungen umgesetzt wird.

Der Bericht über die Lebensgeschichte von Christoph Kuonath wurde vor dem Hintergrund des laufenden Prozesses von Krankheitsverarbeitung und Behinderungs-

bewältigung während weniger Einheiten „Therapie“, vor allem aber in der freien Zeit der beiden Verfasser erstellt.

In diesem Zusammenhang bleibt zu überlegen, ob nicht Wege gefunden werden könnten, diese besonderen Formen der Aufarbeitung von Krankheit und der Erarbeitung von Strategien zur Behinderungsbewältigung in stärkerem Maße als im Rahmen des vorliegenden Bandes geschehen in den Therapiealltag integrieren zu können.

Der vorliegende Beitrag stellt die von beiden Verfassern ausdrücklich zur Veröffentlichung autorisierte, schriftlich fixierte Form eines Berichtes dar, der zwar persönliche Daten, biographische Entwicklungen und ansatzweise die Beschreibung von Beziehungen sowie die Bewertung von Ereignissen anspricht, der aber anonymisiert wurde, d.h. in dem Bericht beschriebene Orte (außer dem Jugendwerk Gailingen) sowie Namen von Angehörigen, Freunden, Therapeuten u.ä. werden nicht genannt und können dementsprechend von Außenstehenden auch nicht erkannt werden.

Daß der eine oder die andere, der/die in der Beschreibung der Lebensgeschichte angeführt wird, sich selbst wird „erkennen“ können, wird allein aufgrund des im vorliegenden Bericht eingeschlagenen methodischen Weges der autobiographischen Darstellung nicht zu vermeiden sein.

Beide Verfasser stehen für die Beantwortung eventuell auftauchender Rück- und Anschlußfragen sowie für die Entgegennahme konstruktiver Kritik und für Anmerkungen in anderer Form zur Verfügung.

In einem letzten Satz sei auf einen „Wunschtraum“ von Christoph Kuonath verwiesen, der hoffte, „irgendwann einmal“ ein Buch verfassen zu können. Diesen Traum hat er sich mit dem vorliegenden Beitrag in der „Schriftenreihe Jugendwerk“ nun erfüllen können.

Christoph Kuonath
Bernd Sommer

Gailingen / Singen, im Februar 1999

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	7
1.1. Einführung	7
1.2. Problemhintergrund - Methodische Probleme subjektorientierter	8
1.3. Zielsetzungen und Aufgabenbereiche	11
1.4. Zur Form der Darstellung	13
2. Biographie und Behinderung - Lebensgeschichte, Deutungsversuche, Bewältigungsstrategien	17
2.1. Einführung	17
2.2. Zur Darstellung der Lebensgeschichte	18
2.2.1. Kindheit	18
2.2.2. Der Weg nach der Schule - Die Ausbildung beginnt	22
2.2.3. Die Reifezeit - Die Zeit des Lernens und der Erfahrungen	28
2.2.4. Der vorläufige Tiefpunkt - Die Krankheit bricht aus	32
2.2.5. Ich nehme den Kampf gegen die Krankheit auf	40
2.2.6. In der Reha geht der Kampf weiter - Die Ausmaße der Krankheit werden sichtbar	45
2.2.7. Auf der Suche nach dem „Sinn“	48
3. Versuch einer Einordnung	63
Übersicht über die verwendete Literatur	65

1. Einleitung

1.1. Einführung

In Einrichtungen der Neurologischen Rehabilitation für hirngeschädigte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene der sogenannten Phase II, der medizinisch-beruflichen und schulischen Rehabilitation werden in Form interdisziplinärer Zusammenarbeit von Vertretern unterschiedlicher, in der rehabilitativen Praxis tätiger Fachdisziplinen wie der Medizin, der (Neuro-)Psychologie, der Sozial-, Heil- und Behindertenpädagogik, des Pflegedienstes, von Sozialarbeit, Krankengymnastik, Logopädie, Ergotherapie, Sport- und Bewegungstherapie, Berufstherapie mit unterschiedlichen Schwerpunkten sowie der den Rehabilitationszentren angegliederten Krankenhausschulen auf die individuellen Bedürfnisse des jeweiligen Rehabilitanden abgestimmte Zielsetzungen der medizinischen, (neuro-) psychologischen, beruflichen, schulischen und psychosozialen Rehabilitation erarbeitet¹.

Wenn in der Konzeption des Sozialpädagogischen Dienstes im Jugendwerk Gailingen (1990) den pädagogischen Mitarbeitern u.a. Aufgaben aus den Bereichen von „Motivationsarbeit, Hilfestellung bei der Bewältigung der Behinderung mit Beratung, mit der Entwicklung neuer Lebensperspektiven, mit Trauerarbeit usw.“² zugeschrieben werden, wenn im weiteren u.a. den Pädagogen hinsichtlich des Lernprozesses der Rehabilitanden in Richtung auf die Entwicklung einer realitätsbezogenen Selbsteinschätzung besondere Bedeutung zugeschrieben wird, so bleibt die Frage offen, mit Hilfe welcher Methoden diese Grundlagen einer erfolgreichen Rehabilitation erarbeitet werden können.

Nach Angaben der Konzeption des Sozialpädagogischen Dienstes (1990) scheinen in diesem Zusammenhang die „Begleitung im Alltag und Begleitung im Rehabilitationsprozeß“³ Möglichkeiten für die Erarbeitung von Ansatzpunkten darzustellen, gemeinsam mit den jeweiligen Rehabilitanden die übergeordneten Zielsetzungen von realistischer Selbsteinschätzung, der Schwere der erfahrenen Einschränkungen angemessener Krankheitsbearbeitung bzw. Behinderungsbewältigung und Entwicklung neuer Zukunftsperspektiven anzugehen.

Diese Aufgaben aus dem Bereich psychosozialer Dimensionen von Neurologischer Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener werden vor allem den Mitarbeitern des Sozialpädagogischen Dienstes, aber auch denen des Psychologischen und denen des Sozialdienstes zugeschrieben⁴, wobei nach Aussagen von MICHELS (1996) der Schwerpunkt nicht allein auf die psycho-

¹ vgl. u.a. SOMMER 1998, 7, SOMMER 1999, 13 f.

² Jugendwerk Gailingen 1990, 1; vgl. auch Arbeitspapier Jugendwerk Gailingen 1994.

³ Jugendwerk Gailingen 1990, 59.

⁴ vgl. SOMMER 1998, 7, SOMMER 1999, 13 ff.; vgl. auch SCHELLIG 1996, 254 ff.

soziale Betreuung der Rehabilitanden, sondern vor allem auf die psychosoziale Rehabilitation gelegt werden sollte, wodurch der Charakter des Rechtsanspruches von Rehabilitation verdeutlicht werde⁵.

Obwohl, wie HAUS-HERMANN/HEUBROCK (1996) betonen, von seiten der in der Rehabilitation professionell Tätigen immer wieder die „besondere Bedeutung einer begleitenden psychosozialen Betreuung (...) betont“ werde, „stehen der Verwirklichung eines biopsychosozialen Rehabilitations-Konzeptes in der Praxis noch viele Hindernisse entgegen. Ein gleichrangiges Einbeziehen des bisherigen biographischen und psychosozialen Hintergrundes, der individuellen Persönlichkeitsmerkmale und der sozialen Lebensbedingungen/-ressourcen im Hinblick auf eine schulisch-berufliche und soziale Reintegration ist auch heute noch weitgehend eine Utopie, obwohl es den von Betroffenen, Angehörigen und Experten übereinstimmend und seit langem erhobenen Forderungen gerecht werden könnte, die für die neurologische Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen ein enges Einbeziehen der Familienangehörigen und Freunde (...) als unverzichtbar vorsehen“⁶.

Beschreibungen, wie der komplexe Prozeß von Krankheitseinsicht, Behinderungsverarbeitung und Erarbeitung neuer Lebensperspektiven konkret aussehen kann - und da lassen sich aufgrund der Individualität jeder einzelnen Krankheitsgeschichte wie auch der sich jeweils unterschiedlich darstellenden biographischen Gegebenheiten keine verallgemeinernden Aussagen treffen -, fehlen in der wissenschaftlichen Literatur.

In medizinischen, psychologischen, sozialpädagogischen und in denen von Vertretern anderer medizinisch-therapeutischer Fachdisziplinen verfaßten Entwicklungs- und Abschlußberichten lassen sich immer wieder Aussagen hinsichtlich des erreichten Grades an Eigenverantwortlichkeit, Selbstbestimmung und Selbständigkeit in alltagsrelevantem Denken und Handeln erkennen, hinsichtlich der Frage jedoch, in welchem Maße diese Lernprozesse eingebunden sind in die jeweils vorfindliche Lebensgeschichte des einzelnen Rehabilitanden, lassen sich kaum detaillierte Aussagen und Analysen ausmachen.

1.2. Problemhintergrund - Methodische Probleme subjektorientierter Forschung

Die Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation (BAR) bemängelte bereits auf ihrem Bundeskongreß im Jahre 1991, daß Forschung im Bereich von Rehabilitation vorrangig als Auftrags- und Dienstleistungsforschung betrieben werde; konkreter Forschungsbedarf bestehe u.a. zu Fragen des Behindertenbegriffes, zu Fragen

⁵ vgl. MICHELS 1996, 9 f.

⁶ HAUS-HERRMANN/HEUBROCK 1996, 215 (Auslassungen durch d. Verf.).

der gesellschaftlichen Anerkennung von Behinderten sowie insbesondere ihrer subjektiven Sicht⁷.

Subjektive Sichtweisen in konkreten, auf wissenschaftlichen Methoden aufbauenden Forschungsprojekten zu bearbeiten, fordert nahezu die Erarbeitung (auto-)biographischer Ansätze heraus, in deren Rahmen wiederum die Darstellung subjektiver Beschreibungen, Erklärungs- und Deutungsversuche von den „Betroffenen“ von besonderer Bedeutung sind.

Es lassen sich in der einschlägigen Literatur verschiedentlich Ansätze erkennen, mögliche Alltagsprobleme jugendlicher Rehabilitanden mit Hirnverletzungen zu thematisieren. Hier stellen die jugendlichen Patienten allerdings den „Gegenstand“ von Forschungsbemühungen dar, allenfalls werden sie zu den sie betreffenden Themen befragt⁸.

Bisher lassen sich zwei Arbeitsansätze ausmachen, in deren Zuge die betroffenen Jugendlichen und deren Angehörige explizit in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt werden, ihnen dabei die aktive, „schreibende“ Rolle zugeteilt wird⁹.

Nach Aussagen von SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI (1993) sind jugendliche Patienten mit Hirnverletzungen „Experten für ihre Behinderung. Sie haben z.B. gelernt, daß eine Sprechstörung nichts mit einer Störung des Denkens oder der Intelligenz zu tun hat; sie wissen genau, wobei sie Hilfe benötigen und was sie selbst können. Diesen Wissensvorsprung können Patienten einsetzen. Viele haben, oft erst nach Umwegen, ihren persönlichen Weg gefunden, mit den Problemen fertig zu werden“¹⁰.

In dem Arbeitsansatz von SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI (1993) werden Gespräche mit ehemaligen jugendlichen Patienten nach Schädel-Hirn-Verletzungen über deren Erfahrungen in Beruf und Alltag geführt, die sich dann als „zusammengefaßte(n) Erfahrungsberichte (...) an jugendliche Patienten (wenden, Zusatz d. Verf.), die nach einer Hirnschädigung ganz besondere Probleme haben. Die meisten haben noch keinen festen Partner, oder Beziehungen überstehen die neuen Belastungen nicht. Dieses Buch wendet sich auch an die Angehörigen der Patienten, an die Kollegen, Freunde und Bekannten“¹¹.

Im vorliegenden Arbeitsansatz von KUONATH und SOMMER, der sich der i.w.S. als „biographische Forschung“ einer bezeichnaren sozialwissenschaftlich orientierten Richtung verschreibt, stellt der Rehabilitand nicht das Objekt, sondern das Subjekt von Forschung dar, er übernimmt damit eine aktive, handelnde Rolle.

⁷ vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation 1993, 23 f; vgl. auch SOMMER 1999, 15 ff.

⁸ vgl. u.a. HAUS-HERRMANN/HEUBROCK 1996, 219-222; vgl. auch 217-219.

⁹ vgl. SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, PÖSSL/MAI 1996.

¹⁰ SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, 10.

¹¹ SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, 7 (Auslassungen durch d. Verf.).

In Anlehnung an SCHULZE (1979) werden unter Autobiographien oder autobiographischen Dokumenten „alle zusammenhängenden schriftlichen Äußerungen (verstanden, Zusatz durch d. Verf.), in denen sich Personen aus eigenem Antrieb mit ihrer eigenen Lebens- und Lerngeschichte oder mit Ausschnitten davon beschäftigen“¹².

Dieser Ansatz steht in der Tradition des sich seit den 70er Jahren sowohl in der Öffentlichkeit wie in weiten Teilen der (sozial-)wissenschaftlichen Diskussion geäußerten Interesses an Subjektivität, in dessen Rahmen die Aufarbeitung und Analyse (auto-)biographischen Materials wie Tagebücher, Briefe, Autobiographien, Lebensgeschichten u.a. einen möglichen methodischen Weg der Erkenntnisgewinnung darstellt¹³.

Obwohl biographische Forschung bisher nicht systematisch entwickelt werden konnte, obwohl vielerorts Unklarheit herrscht, was als Gegenstand bzw. als Datengrundlage biographischer Arbeits- und Forschungsansätze angesehen werden kann, obwohl „auch die Wissenschaftlichkeit der biographischen Forschung (...) nach wie vor zur Disposition“¹⁴ stünde, scheint im Zusammenhang mit dem Thema der vorliegenden Arbeit der Weg über die Bearbeitung subjektiver Beurteilungen und Einschätzungen zu Krankheitsverlauf, Behinderungsbewältigung und Erarbeitung neuer Lebensperspektiven in ihrem Zusammenwirken mit biographischen Aspekten des Rehabilitanden die Grundlage für das Gewinnen neuer Erkenntnisse darzustellen.

Im Mittelpunkt biographischer Arbeits- und Forschungsansätze steht der Alltag der Menschen, „ihre Erlebnisse, Aktivitäten und Erfahrungen, so wie sie sich im unmittelbaren Lebenszusammenhang niederschlagen“¹⁵, sollen als solche erkannt und verstanden werden¹⁶.

Gleichzeitig eröffnet die biographische Methode nach Aussagen von LAMNEK (1989), unter der er die „Auswertung von persönlichen Dokumenten (Tagebücher, Briefe, Memoiren, Autobiographien, Zeugenaussagen etc.) oder die Rekonstruktion von Lebensläufen (durch Befragung)“¹⁷ verstanden wissen will, „den Sozialwissenschaftlichen einen Zugang zur sozialen Wirklichkeit, bei dem die Individualität des Ak-

¹² SCHULZE 1979, 51.

¹³ Nach Aussagen von FUCHS (1984) werden unter biographischer Forschung „alle Forschungsansätze und -wege verstanden, die als Datengrundlage (oder als Daten neben anderen) Lebensgeschichten haben, erzählte bzw. berichtete Darstellungen der Lebensführung und der Lebenserfahrung aus dem Blickwinkel desjenigen, der sein Leben lebt“ (FUCHS 1984, 9).

¹⁴ FICHTENKAMM 1987, 65 (Auslassungen durch d. Verf.).

¹⁵ FICHTENKAMM 1987, 69.

¹⁶ vgl. SOMMER 1996, 130 ff.

¹⁷ LAMNEK 1989, 324.

teurs berücksichtigt bleibt und diese Individualität sozial verursacht und strukturiert gedacht wird“¹⁸.

1.3. Zielsetzungen und Aufgabenbereiche

Wie bereits angedeutet, scheint in der wissenschaftlichen Literatur bisher kein nach systematischen Kriterien konzipierter Arbeitsansatz entwickelt worden zu sein, der dieses „Experten-Wissen“, die „biographische Kompetenz“¹⁹ von jugendlichen Rehabilitanden mit Hirnverletzungen als Quelle der Erkenntnis für die Veränderung von Sichtweisen der Rehabilitanden selbst wie auch von Möglichkeiten der Betrachtung der engen Verzahnung von Krankheitsbewältigung und Biographie des Rehabilitanden aufgreift.

Wenn SOMMER (1999) von Aufgabenbereichen professionell ausgebildeter Pädagogen in der Neurologischen Rehabilitation spricht, unter denen er das „gezielte Eröffnen von Möglichkeiten zum (Wieder-)Erlernen vormals beherrschter Fähigkeiten und Kenntnisse, die Förderung von Selbstbestimmung und Selbständigkeit in alltagsrelevanten Handlungen, das Bearbeiten von Verhaltensauffälligkeiten sowie die gemeinsame Erarbeitung von möglichen Verhaltensalternativen, die Unterstützung auf dem Weg hin zur Wiedererlangung von Gruppenfähigkeit, Hilfestellung bei der anstehenden Krankheits- bzw. Behinderungsverarbeitung, Förderung von Kommunikationsfähigkeit und Konfliktfähigkeit, Hilfe zur Entwicklung von Eigenverantwortlichkeit, allesamt Schritte hin zu dem übergeordneten Lern- und Handlungsziel eines möglichst hoch ausgeprägten Grades an Selbständigkeit und Selbstbestimmung hinsichtlich aller für den jeweiligen Rehabilitanden bedeutende Lebensbereiche“²⁰, verstanden wissen will, so deutet dies aus (sozial-) pädagogischer Sicht die Komplexität des Prozesses Neurologischer Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener an, die zwar schwerpunktmäßig auf Maßnahmen der medizinisch-beruflichen und schulischen Rehabilitation ausgerichtet ist, andererseits baut die Wiedereingliederung bzw. das Sich-Wieder-Einfinden der Rehabilitanden in das Leben in der Gemeinschaft, ein erklärtes Ziel von Rehabilitation, nicht nur auf das erfolgreiche Absolvieren von (schulischer) Ausbildung und Beruf, sondern vor allem auf dem (Wieder-) Erlernen sozialer und kommunikativer Fähigkeiten auf²¹.

RITZ (1998) schreibt in diesem Zusammenhang, daß Kinder und Jugendliche „nicht einfach 'kleine beziehungsweise noch nicht ganz fertige Erwachsene' (seien, Zusatz d. Verf.). Sie befinden sich noch mitten in der Entwicklung, haben je nach Alter wesentliche Entwicklungsschritte, auf denen nachfolgende erst aufbauen

¹⁸ LAMNEK 1989, 312 (im Original *kursiv* gedruckt).

¹⁹ ZINNECKER, zit. nach SPÖHRING 1989, 271.

²⁰ SOMMER 1999, 64.

können, noch gar nicht vollzogen. Ein optimales Rehabilitationsergebnis ist daher im Gegensatz zum Erwachsenen nicht nur die Wiedergewinnung von bereits zuvor vorhandenen Fähigkeiten und Fertigkeiten, sondern darüber hinaus die Wiedergewinnung der prätraumatisch gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten, des jeweils individuellen Entwicklungspotentials. Wichtig sind die Kenntnis des prätraumatischen Entwicklungsstandes und die Einschätzung des individuellen Entwicklungspotentials²².

Zum Erreichen dieser bedeutsamen Kenntnisse stehen den Vertretern der in der Neurologischen Rehabilitation vertretenen Fachdisziplinen die Möglichkeiten einer eingehenden Anamneseerhebung zur Verfügung, die neben medizinischen, entwicklungs- und persönlichkeitsbedingenden Aspekten auch die Familien- und Sozialanamnese einschließt.

Bisher unbeachtet, und von daher im vorliegenden Bericht in besonderem Maße thematisiert, stehen die Erzählungen des Rehabilitanden von Ereignissen aus seinem Leben, die Beurteilung und Einordnung kritischer Lebensereignisse, die nach subjektiven Kriterien vorgenommenen Verarbeitungsbemühungen von Krankheit und Behinderung sowie die Formulierung von Fragestellungen nach dem „Sinn“.

Die bestehende Kritik an subjektorientierter, auf qualitativen Methoden beruhender Forschung als „unwissenschaftlich“ wird dann relativiert, wenn bedacht wird, daß, wie ROSE (1991) es beschreibt, „die Subjektivität des Forschers in ganz entscheidendem Maße - positiv wie negativ - den wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß prägt, (...) in der qualitativen Sozialforschung zwar durch ihr spezifisches ‘persönliches’ Methodeninstrumentarium in besonderer Weise manifest (werde, Zusatz d. Verf.), es gelte jedoch grundsätzlich für jede wissenschaftliche Forschung“²³.

Daß der vorliegende Ansatz, subjektive Betrachtungen eines hirngeschädigten Jugendlichen sowie dessen Versuche, die Auswirkungen und Folgen von Krankheit und Behinderung in die weitere Lebensplanung zu integrieren, „alte“, bekannte Vorstellungen zu verwerfen und „neue“ Lebensperspektiven zu entwickeln, zu thematisieren, erhebliche, nur schwer zu lösende methodische Probleme aufwirft, wird allein anhand der Tatsache deutlich, daß Hirnverletzungen zu individuell sehr unterschiedlich ausgeprägten Störungsbildern wie beispielsweise Einschränkungen in „Aufmerksamkeit, Konzentrationsfähigkeit und Gedächtnisleistungen, Sprech- und Sprachstörungen, Einschränkungen bei Wahrnehmungsprozessen, Störungen bzw. Beeinträchtigungen des problemlösenden Denkens und der intellektuellen Leistungsfähigkeit, Beeinträchtigung des Kritik- und Urteilsvermögens“²⁴ führen können - und dennoch leisten die folgenden Ausführungen einen ersten richtungsweisenden Beitrag, subjektive Betrachtungsweisen zu Krankheit und Behinderung

²¹ vgl. SOMMER 1999, 68.

²² RITZ 1998, 20 f.

²³ vgl. ROSE 1991, 18 (Auslassungen durch d. Verf.).

zu dokumentieren sowie Bemühungen anzustellen, den „Sinn“ dieser Ereignisse herauszuarbeiten und in die Biographie des Rehabilitanden einzuordnen.

Es bleibt weiteren, methodisch abgesicherten (sozial-)wissenschaftlichen Untersuchungen mit individuell unterschiedlich gewählten Schwerpunkten überlassen, ein überprüfbares Instrumentarium zu entwickeln, dem in groben Zügen beschriebenen subjektiven Betrachtungsansatz von Behinderung und Behinderungsbewältigung vor dem Hintergrund der Beachtung biographischer Aspekte des Rehabilitanden die ihm in der (sozial-)wissenschaftlichen Forschung bislang versagte Bedeutung zu verschaffen.

1.4. Zur Form der Darstellung

Die vorliegende Beschreibung des Verlaufes einer Lebensgeschichte in Verbindung mit Krankheit, Behinderung sowie deren Bearbeitungs- und Bewältigungsstrategien ist untergliedert in verschiedene Kapitel, die von Kindheit und Jugendzeit, über Ausbildung bis zu der Zeit des Krankheitsausbruches, zu deren Bearbeitung und Rehabilitation führt.

Obwohl die z.T. detaillierten Ausführungen kaum weiteren Erklärungen und Ergänzungen bedürfen, werden vor jedem Kapitel in kurzer Form die bedeutsamen „Stationen“ in der Biographie, später auch die für die Krankheitsbewältigung und Behinderungsverarbeitung besonders wichtig erscheinenden Entwicklungsschritte herausgearbeitet und in ihren wichtigsten Aussagen als das jeweilige Kapitel einführende Bemerkungen angeführt.

Es wird dabei der Versuch unternommen, nicht rechtfertigend und deutend vorzugehen, sondern das Wesentliche auf dem Wege hin zu der konstruktiven Be- und Verarbeitung der Krankheit, auf dem Wege hin zu dem Erkennen möglicher Behinderungsfolgen und der Reflexion persönlicher und beruflicher Lebensperspektiven zu benennen.

Es wird deutlich werden, daß „autobiographische Schriften (...) ihr Dasein einem langwierigen und mehrschichtigen Prozeß“²⁵ verdanken, der sich in mehreren Stufen mit unterschiedlichen Akteuren, Handlungen und Motiven vollziehe, in denen wiederum „unterschiedliche Realitätsebenen eine Rolle spielen“²⁶.

SCHULZE (1979) unterscheidet dabei fünf Prozeßstufen, die sich nach seinen Aussagen in der „dann schließlich veröffentlichten Autobiographie (...) nur noch

²⁴ SOMMER 1998, 25; vgl. auch SCHELLIG 1996, 152.

²⁵ SCHULZE 1979, 53 (Auslassungen durch d. Verf.).

²⁶ SCHULZE 1979, 54.

undeutlich in den Wortbeständen und Inhalten, in den Satzkonstruktionen und Formulierungen wiedererkennen“²⁷ ließen:

- (1) die „Schicht der objektiven Gegebenheiten und Tatsachen“ (Angaben zur Person, Eltern, Lebensbedingungen, Schulbesuch u.ä.);
- (2) die „Schicht der subjektiven Erfahrungen und ihrer Organisation“ (Benennen und Beschreiben von Gefühlen, Vorstellungen und Erwartungen, die ihren Ausdruck finden können in Form von erklärenden und wertenden Aussagen und Ergänzungen);
- (3) die „Schicht der späten Erinnerungen“ (mit der Voraussetzung der Fähigkeit zur Erinnerung);
- (4) die „Schicht der nachträglichen sprachlichen Darstellung“ (Erinnerungen, Gefühle, Bilder u.ä. werden je nach sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten als literarische Darstellungsformen in geordnete Satzfolgen gebracht);
- (5) die „Schicht von kommentierenden Reflexionen und übergreifenden Deutungsversuchen“²⁸.

Diese verschiedenen, auf theoretischer Ebene erläuterten Schichten werden in der vorliegenden Lebensgeschichte in unterschiedlicher Weise ausgestaltet; sie bedingen sich wechselseitig und sind oftmals nicht eindeutig voneinander unterscheidbar²⁹.

In einem dritten Kapitel wird dann der Versuch unternommen, zumindest ansatzweise biographische Aspekte mit den subjektiven Beurteilungskriterien von Krankheit und Behinderung, mit der Erarbeitung „neuer“ Lebensperspektiven in Verbindung zu bringen.

Diese Deutungsmuster gründen auf subjektiven Einschätzungen, die auch in diesem Zusammenhang nicht verallgemeinert und auf die Lebenssituation anderer, sich in der Neurologischen Rehabilitation befindender Jugendlicher mit Hirnverletzungen übertragen werden dürfen, die andererseits aber Rückschlüsse auf die handelnde Person wie auch die soziale Umgebung zulassen.

Und dennoch bleibt die Berechtigung dieses Ansatzes bestehen, in dessen Rahmen auf viele Fragen Antworten gefunden, andererseits aus manchen Antworten wiederum Fragen formuliert werden, die unbeantwortet bleiben, „in jeder Phase nach dem Unfall stellt man sich Fragen. Zuerst kommt das ‘Warum gerade ich?’, später vielleicht ‘Was hat das ganze für einen Sinn gehabt?’. Mit der Erfahrung, sich verändert zu haben, ändern sich auch noch einmal die Fragen - und die Antworten, die jeder für sich findet (...) Sich verändern bedeutet also nicht, daß jeder seine persönliche Antwort und damit seinen Frieden findet. Veränderung kann für den einen auch immerwährendes ‘Sich-Auseinander-setzen’ bedeuten. Für den

²⁷ SCHULZE 1979, 54 (Auslassungen durch d. Verf.).

²⁸ vgl. SCHULZE 1979, 54 ff.; vgl. auch FISCHER 1984, 26 ff.

anderen liegt die Antwort in der Suche nach und der Zwiesprache mit einer höheren Macht³⁰.

²⁹ Zur genaueren Darstellung und Begründung für die Unterteilung der Autobiographie in verschiedene Schichten vgl. SCHULZE 1979, 57 ff.

³⁰ SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, 89.

2. Biographie und Behinderung - Lebensgeschichte, Deutungsversuche, Bewältigungsstrategien

2.1. Einführung

In dem „Vorwort“ wird eingeführt in den nachfolgenden Versuch, Krankheitsbewältigung und Behinderungsverarbeitung anhand einer erzählten Lebensgeschichte zu verdeutlichen.

Bereits das Vorwort wird in der Form des Ich-Erzählers geschrieben, ein Stil, der über die gesamte Lebensgeschichte hindurch angewendet werden wird.

Die Leser und Leserinnen werden in der den Verfasser im folgenden charakterisierenden Weise in die Beschreibung anstehender Probleme eingeführt: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“, es geht u.a. um die innere Einstellung, um den erreichten Grad an Bewußtheit, was die eigene Krankheit und mögliche Folgen von Behinderungen betrifft.

Vorwort

Diese Zeilen schreibe ich aufgrund meiner Erfahrungen während einer schweren Zeit. Das Berichten über meine Erfahrungen in diesem Lebensabschnitt soll Betroffenen helfen, besser mit ihrer Lebenssituation zurechtzukommen; er soll dazu dienen, daß ihre Angehörigen besser verstehen lernen, was in dem Betroffenen vorgeht.

Der Außenstehende kann sich zwar bemühen, sich ein Stückweit in die Lebenssituation eines anderen hineinzudenken, doch der Betroffene selbst muß die Situation durchleben und das Beste daraus machen.

Bei der Verarbeitung dieser besonderen Situation ist der Betroffene allein; doch will ich auch Mut zusprechen, den man braucht, um die Situation zu meistern - „wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“. Jeder muß es mit sich selber vereinbaren und zurecht kommen. Es kann ihm nur indirekt geholfen werden, letztendlich muß er alleine mit der Situation klar zu kommen.

Diese Zeilen sollen aber auch zeigen, wie wichtig es ist, andere spüren zu lassen, daß noch jemand da ist, der an sie denkt, daß sie nicht alleine sind und daß das Leben weiter geht, wenn sie nur wollen und den Kampf gegen die Krankheit aufnehmen.

Denn nur wenn die innere Einstellung stimmt, kann der Kampf erfolgreich aufgenommen werden und Besserung selbst in hoffnungslos scheinenden Fällen erzielt werden. Jeder sollte wissen, daß es Dinge gibt, die nicht zu erklären sind, aber dennoch geschehen.

Nicht der Mensch alleine kann über Leben und Tod entscheiden, sondern es gibt auch unerklärliche Mächte, die helfen können, wenn keiner es mehr glaubt, aber der Betroffene fest davon überzeugt ist, daß diese Mächte ihm helfen können.

2.2. Zur Darstellung der Lebensgeschichte

2.2.1. Kindheit

Am Anfang fast jeder umfassenden Beschreibung der eigenen Biographie steht ein kurzer Überblick über Kindheit und Jugendzeit: Aufwachsen auf dem elterlichen Landwirtschaftsbetrieb, erste Jahre in der Grund- und Hauptschule, Ansätze der Entwicklung von schulischem Ehrgeiz und dem „Streben“ nach Wissen, Schulwechsel zur Realschule, Ausprägung eines starken Willens, Bilden eines Freundeskreises, Übernahme von Verantwortung für die Gruppe, vertrauensvolles Miteinander, Träume - das alles sind Stichworte aus dem Einführungskapitel dieser Lebensgeschichte.

Krankheit ist zu Kindheits- und Jugendzeiten kein Thema gewesen, erst als eine Fußverletzung auftritt, rücken Gedanken um „Schutzengel“ und Gott in den Mittelpunkt.

Abschlußprüfung in der Schule, Arbeit auf dem elterlichen Hof und erste Ansätze zur Ausprägung von Charaktereigenschaften sowie der Entschluß, eine landwirtschaftliche Lehre zu beginnen, stellen den Abschluß dieses einführenden Kapitels dar.

Ich wurde vor gut 20 Jahren in einer ländlichen Gegend am Rande des Nordschwarzwaldes geboren. So schien in den ersten Lebensjahren alles seinen gewohnten Gang zu gehen, denn ich war gesund und hatte alles, was ich brauchte, um gut heranzuwachsen. Die Jahre im guten Elternhaus vergingen rasch, es kam der Tag, an dem ich in die Schule kam. Ich war sehr gespannt, was mich erwarten würde.

Es stellte sich bald heraus, daß ich statt lernen lieber auf dem elterlichen Landwirtschaftsbetrieb mit meinem Vater unterwegs sein wollte. Doch ich mußte mich eben umstellen und tat nur das Nötigste - die Jahre der Grundschule gingen dahin.

Als ich dann in die Hauptschule kam, wurde ich auf einmal ehrgeizig und fing an zu lernen. Meine Eltern waren dann froh, als die Leistungen sich auch in guten Noten widerspiegelten, da sie keine Zeit gehabt hätten, um mit mir zu lernen.

Schon bald wurde ich der Beste der Klasse, mein Zeugnis nach der 6. Klasse war so gut, daß die Lehrer meinten, ich solle doch in die 7. Klasse der Realschule wechseln. Das sei zwar schwierig, doch ich würde es schaffen.

Ich konnte an die Leistungen anknüpfen und mußte eben noch mehr lernen. Ich tat es gerne, da ich nicht immer nur zu den schlechtesten Schülern der Klasse wie in der Grundschule zählen wollte. Es wurde in mir großer Ehrgeiz und Wille geweckt, denn ich glaubte, daß, wollte ich etwas erreichen, es auch zu schaffen ist - es gibt immer ein Weg.

Diese Einstellung sollte mir später noch sehr zugute kommen. Immer mehr zeigte sich, wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt hatte, daß ich es erreichen und dabei große Energie freisetzen konnte, um meinem Ziel näherzukommen. So sollten sich in meinem Leben diese Eigenschaften noch bewähren und waren auf die Probe gestellt.

Doch mit der Zeit und den später zu beschreibenden Ereignissen festigten sich diese Eigenschaften, ich konnte sie sogar ausbauen. So war mein Motto schon bald, „wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“ und „es geht immer weiter“. Kleinere Verletzungen gehörten zu der Tagesordnung.

Ich hatte viele Freunde. Durch mein christliches Elternhaus ging ich auch in Gruppen Gleichaltriger, die die gleichen Dinge wie ich verfolgten. So gut es ging, trafen wir uns und traten bei sportlichen Wettkämpfen gegen Jugendliche anderer Ortschaften an. Durch diese Wettkämpfe wurden wir zu einem festen Team zusammengeschweißt und waren bald ehrgeizig und erfolgreich. Uns zeichnete vor allem der Kampf aus. Wir gaben nie auf und hatten viel Spaß, wenn wir nach verloren geglaubtem Spiel doch noch siegreich vom Platz gingen.

Da ich einer von den Älteren war, wurde mir viel Verantwortung aufgetragen, die ich auch gerne übernahm. Über dieses Vertrauen der anderen in mich war ich froh und stolz.

Wenn die Freundschaft auf der Probe stand, hielten wir trotzdem zusammen und halfen uns gegenseitig bei Problemen. Unsere positiven Eigenschaften wurden so immer weiter gestärkt. Natürlich gab es auch bei uns manchmal Unstimmigkeiten, doch einer war immer in der Lage, diese erfolgreich zu schlichten.

Ich hatte auch Träume und Illusionen. Da ich gerne Tennis spielte, mir alles selbst ohne Training aneignete und recht gut war, träumte ich davon, ein großer Spieler zu werden, doch hatte ich weder Zeit, diesem Hobby richtig nachzugehen, noch den rechten Glauben, daß dieser Wunsch tatsächlich Realität werden würde.

Doch, so glaube ich sagen zu können, ist es nicht schlecht, statt sich nur realistische Ziele zu stecken, auch ein bißchen zu träumen. Wenn man nicht enttäuscht ist, es später doch nicht geschafft zu haben - letztlich steht jedem das Recht zu, ein bißchen zu träumen. So kann man sich später wieder besser seinen eigentlichen Zielen zuwenden und sich für deren Erreichen besser motivieren.

Als ich mal wieder am Träumen war und mir eine Zeitlang Dinge vorstellte, die ich später machen wollte, wurde ich auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt: An einem Freitagabend im Herbst war ich gerade dabei, die Tiere zu füttern, als ich über eine Ei-

senkiste stürzte. Ich stand auf und machte weiter. Als nach einigen Minuten der Schmerz nicht nachließ, wollte ich mich vergewissern, was los war.

Als Kind war ich wenig krank gewesen, zumeist nicht sehr empfindlich, doch was sich mir zeigte, als ich die Hose über das Schienbein zog, war erschreckend. So war der halbe Fuß durchtrennt, ich war so schockiert, daß ich erst, ohne den Schmerz zu spüren, auf das nahegelegene Feld ging und meine Eltern informierte, da sonst keiner Zuhause war.

Sofort fuhren wir ins Krankenhaus. In meinem Kopf begannen Gedanken zu kreisen. Was würde das heißen? Würde alles wieder gut werden? Nach der Operation meinte der Arzt, „Glück im Unglück“, der Knochen wäre schon frei zu sehen gewesen, doch die Sehne habe keinen Schaden erlitten.

Nun lag ich eben im Bett und hatte Zeit zum Nachdenken. Zum Glück ging alles schnell und wurde wieder gut. Als ich nach einigen Tagen zum erstenmal wieder laufen sollte, tat alles noch sehr weh, und ich war froh, als ich wieder ins Bett durfte.

Doch es ging mit jedem Tag besser und schon bald durfte ich wieder nach Hause. Die erste Zeit ging ich noch mit Krücken, doch schnell war alles wieder gut, der normale Alltag kehrte wieder ein.

Ich dachte, Gott habe mir eben schon des öfteren einen guten Schutzengel mitgegeben. Ich hätte damals auch noch nicht die Folgen abschätzen können, wenn es nicht mehr gut geworden wäre.

Nun rückte immer mehr die Zeit der Abschlußprüfung heran. In der Zwischenzeit war ich zu einem guten und konstanten Schüler geworden und hatte für mich immer einen guten Notendurchschnitt von 2,0. Doch auch ich hatte ein wenig Angst und Unbehagen vor der Prüfung, denn mit Englisch hatte ich ein Fach, in dem ich eben nicht so gut war. Doch auch in diesem Fach sollte ich gute Ergebnisse erzielen; ich gehörte zu den besten Schülern.

Da es gerade Sommer war und ich viel Zuhause mithalf, blieb mir nicht die Zeit, um mich so intensiv auf alles vorzubereiten, wie manch anderer es tat, doch so vertraute ich wie bisher auf meinen Glauben, der mir einmal mehr half.

Mich ärgerte nur, daß ich in einem meiner Lieblingsfächer, Biologie, nur eine 2 bekam, obwohl ich eigentlich eine glänzende Ausgangsposition hatte.

Und dennoch hatte ich meine Interessen auf diesem Gebiet und war überzeugt, daß ich hier auch gut war. Im Anschluß an die Prüfung feierten wir noch einmal so richtig zusammen, bevor jeder seinen eigenen Lebensweg gehen würde und man nicht mehr so viel Kontakt haben würde.

War ich damals, als ich die Klasse wechselte, nicht gut aufgenommen worden und hat mir nicht immer jemand den Einstieg leicht gemacht, wenn ich ein Problem hatte? Sicherlich habe ich auch immer geholfen, sofern ich konnte, doch wurde es mir sicherlich leicht gemacht. Später dann ging jeder seinen Weg, doch so blieben die vielen Freund-

schaften bis heute bestehen, zumal man sich gelegentlich auch immer wieder bei einem Klassentreffen oder ähnlichem sieht.

Da ich immer zu den Ältesten der Klasse gehörte, war ich auch immer als Chauffeur beehrt. Da ich schon früh für die landwirtschaftlichen Fahrzeuge einen Führerschein brauchte, war ich der Erste der Klasse mit Führerschein. Da meine Eltern nicht immer Zeit hatten, mich irgendwo hinzufahren, kaufte ich mir ein kleineres Motorrad, um mobil zu sein. So konnte ich selbständig überall hinkommen und konnte selbst handwerkliches Geschick üben, indem ich irgendwelche Reparaturen selbst vornahm.

Natürlich war ich in einem Alter, in dem man mit den anderen alles ausprobiert, wo man Dinge macht, um einfach dazuzugehören, wo der Gruppenzwang einfach stärker ist. So hatte ich öfters Glück, wenn ich einfach riskante Manöver startete und irgendwie unter Zeitdruck schnell zu einem Ziel flitzte.

Aber ich hatte eben einen guten Schutzengel, das einzige, was mich störte, daß man bei manchen Menschen angesehen war, doch nicht wegen einem selbst, sondern vielmehr da man was hatte, das der andere nicht hatte oder nicht konnte. Dabei muß ich sagen, daß ich, wenn ich etwas Größeres wollte, ich es nicht einfach bekam, sondern es mir selbst anschaffen mußte. Dadurch lernte ich den Wert gut einzuschätzen. Denn wenn ich etwas hatte, was ich wollte, so konnte ich doch sagen, wieviel Arbeit erforderlich war, um es sich zu verdienen. Dadurch lernte ich die Dinge mehr zu schätzen und paßte besser darauf auf.

Beim Abschluß zeigte sich auch, daß wir eine außergewöhnliche Klasse gewesen waren, da wir ziemlich viel zum Abschied machten. Da die meisten ungestört feiern wollten, zogen sie ein Zelten auf ungestörter Wiese vor. Da konnte ich einmal mehr dienen und Platz bieten. Zudem schmückten wir noch einen Anhänger, auf dem die ganze Klasse dann versammelt war und wir so durch die Gegend fuhren. Da brachte mir die Landwirtschaft einmal mehr ihre Vorzüge.

2.2.2. Der Weg nach der Schule - Die Ausbildung beginnt

„Der Weg nach der Schule“ birgt mehr als die Beschreibung vom Ende der Schulzeit und dem Beginn der landwirtschaftlichen Ausbildung: Der Bezug zwischen theoretischem Wissen und praktischen Kenntnissen in der Landwirtschaft wird deutlich, die Entscheidung, Landwirt zu werden und u.U. den elterlichen Betrieb weiterzuführen, wird wahrnehmbar als positiv empfunden.

Aber es beginnt neben der Entwicklung klarer beruflicher Vorstellungen auch die Zeit des Fragens und Zweifelns: Welcher Ausbildungsbetrieb ist der geeignete? Ist die getroffene Entscheidung die richtige?

Die harte Arbeit auf dem Ausbildungsbetrieb wird an Abenden und Wochenenden fortgesetzt durch die Mithilfe auf dem elterlichen Hof. Ruhepausen sind somit kaum möglich, aber es gibt erklärtermaßen keinen Grund zum Klagen.

Als während der Zeit der Ausbildung Krankheit, Krankenhaus und später Tod in der nahen sozialen Umgebung relevante Themen werden, beginnt die Phase des Zweifelns auf tieferer Ebene: Wozu die Prüfungen von Krankheit, Tod und Trauer? Gibt es überhaupt so etwas wie Gerechtigkeit? Warum läßt Gott so etwas zu?

Es gibt kaum befriedigende Antworten auf die drängenden „Warum“-Fragen, die das alltägliche Leben mit sich bringt.

Wie die meisten anderen war auch ich unsicher, was ich jetzt machen sollte. Sollte ich mich für eine Berufsausbildung entscheiden oder noch weiter zur Schule gehen, da viele Lehrer meinten, mit diesen guten Noten könne man doch nicht „bloß“ Landwirt lernen? Da sagte ich immer nur. Wenn heute ein Landwirt nicht viel weiß, dann bringt er es auch zu nichts.

Dies war sicherlich auch richtig, aber wo ist dies heute nicht so? Da eben meine Interessen schon in den naturwissenschaftlichen Fächern lagen und ich ja auch gerne Zuhause mithalf, entschloß ich mich letztendlich doch für die Ausbildung zum Landwirt.

Ich meldete mich bei der Berufsschule an, die mich sofort nahm, da so wie ich später erfuhr, noch jemand fehlte, damit es eine Klasse gab. Es gingen eben die Zahlen der Auszubildenden stark zurück. Dies war einmal mehr ein Fingerzeig, daß ich es doch machen sollte. Sicherlich wurde es auch ein Stückweit von mir erwartet, wollten doch meine Eltern nicht, daß ihr hart aufgebautes Lebenswerk so zu Ende ging, doch gezwungen wurde ich nicht.

Ich hätte auch etwas anderes erlernen können, doch hatte ich auch mein Schulpraktikum auf einem landwirtschaftlichen Betrieb gemacht, so daß ich mit den Jahren immer mehr in diesen Berufszweig hineinwuchs und dort auch immer mehr meine Interessen lagen.

So glaubte ich, ich könnte mich auch noch in den Beruf hineinarbeiten und, im Falle daß es mir nicht gefallen sollte, später noch was anderes machen. Also begann ich mich

auf die Berufsschule innerlich vorzubereiten. Ein wenig unsicher, aber auch voller Spannung war der erste Schultag. Was würde mich erwarten? Ist die Entscheidung richtig gewesen? Kann ich es lernen, würde ich es schaffen? Schließlich war ich der einzige Junge der Familie und auf mir ruhten die Hoffnungen, da meine ältere Schwester bereits einen anderen Beruf erlernt hatte.

Doch es sollte sich bald herausstellen, daß es den meisten meiner neuen Mitschüler ähnlich ging wie mir und so stärkte mich dies. So dachte ich, dann werde ich auch einen Weg finden und es schaffen. Sollte ich keinen Gefallen daran haben, ist die Zeit nicht verloren, ich könnte die Grundkenntnisse noch in anderen Bereichen brauchen.

Die Landwirtschaft deckt einen großen Bereich ab, es würde sich schon ein Weg finden lassen, auch in einer schwierigen Zeit, wenn man nur wollte. So beschloß ich, es durchzuziehen und alle Energie zu verwenden, um dem Ganzen Gelingen zu schenken. Ich war also gespannt, was das erste Jahr, das in Form von Vollzeitschule stattfand, mit sich bringen würde.

Daß es am Anfang fast nur Schule war, kam mir schon entgegen. Aber nicht, daß nur Theorie zu meinen Stärken zählte, sondern ich verstand es gut, Theorie und Praxis sinnvoll miteinander zu verbinden.

Dies bereitete vielen meiner Kollegen Schwierigkeiten, sie fanden die Schule nur lästig, da sie meinten, sie hätten daheim schon genug gelernt. Schon bald war ich im Unterricht rege beteiligt, mich interessierten vor allem immer die Details bestimmter landwirtschaftlicher Vorgänge.

Nach der ersten Arbeit, bei der ich der Beste war, hatte ich eine Bestätigung, daß auch ich es schaffen konnte. Schon bald war der Platz neben mir bei irgendwelchen Aufgaben begehrt, da ich zumeist die besten Noten bekam. Nicht daß ich unbedingt vielmehr gelernt hätte als die anderen, es fiel mir einfach leicht, in relativ kurzer Zeit schnell und gut zu lernen, den Inhalt eines Textes zu begreifen und in der Praxis anzuwenden.

Das erste Jahr verstrich viel zu schnell. Wir waren eine kleine Gruppe, die sich gut verstand und sich gegenseitig zu ergänzen und zu unterstützen suchte. Jeder hatte seinen Platz, so verstanden wir uns auch außerhalb der Klasse gut und unternahmen in unserer Freizeit, sofern wir Zeit hatten, alles mögliche.

Nun begann die Zeit, in der ich mir überlegen mußte, wo ich meine betriebliche Ausbildung machen wollte. Zwar konnte man einen Teil im elterlichen Betrieb machen, aber eben nicht alles. Zudem hielt ich es für günstig, in einem anderen Betrieb zu lernen. Es ist einfach etwas anderes. Es fällt einem vielleicht manches auf, was einem Zuhause nicht aufgefallen wäre, und man lernt viel besser und schneller.

Da auf dem Betrieb, auf dem ich mein Schulpraktikum machte, durch Krankheit eine Arbeitskraft eingeschränkt war, es mir dort gut gefiel und ich mit den Leuten gut auskam, beschloß ich, dort anzufragen, ob sie keinen Lehrling brauchen könnten. Es war ein Betrieb in unserer Nähe, der ungefähr die Größe des unseren besaß. Doch ich war

überzeugt, auf einem kleineren Betrieb besser zu lernen, da auf einem großen schnell eine Arbeit erledigt wird und oft nicht so gründlich. Es geht viel unter, man hat auch nicht die Zeit zu lernen wie auf einem Kleinen.

Zudem wurde ich von Freunden gewarnt, die bereits weiter in der Lehre waren als ich, die meinten, man dürfe sich nicht nur durch die großen Maschinen täuschen lassen, da ein Lehrling für große Betriebe oft nur eine billige Arbeitskraft darstellt und es nicht so im Interesse vieler Betriebsleiter liegt, daß auch etwas gelernt wird.

So beschloß ich, mein 2. Lehrjahr doch bei mir in der Nähe zu machen, da ich dann auch im Falle der Not schnell Heim konnte, um dort auszuhelfen. Ich glaubte auch, ich könnte später immer noch eine Zeitlang auf einen anderen Betrieb.

Heute würde ich aus meiner Erfahrung, die ich in der Lehre gemacht habe, sagen, daß sich die meisten Vorurteile bestätigt haben. Ich bin froh, daß ich den kleineren Betrieb gewählt hatte, da er für mich genau den richtigen Einstieg in den Beruf darstellte.

Ich hatte Zuhause schon viel geholfen und bemühte mich auch, die Arbeit nicht nur schnell, sondern auch gründlich zu machen. Es war nun die Zeit, in der ich die ganze Woche ständig bei der Arbeit war.

So bin ich heute sehr froh, diese Arbeitszeit und diese Erfahrungen gemacht zu haben. So hatte ich Zuhause oft mit meinem älteren Cousin Streit, der auch immer auf den Hof kam, um zu helfen, da er eben gern Traktor fuhr, ich aber zumeist andere Arbeiten machen mußte. Dadurch war ich oft verärgert, doch würde ich heute sagen, es hat nichts ausgemacht, ich konnte ja fahren, tat es eben nicht täglich mehrere Stunden. Aber dadurch lernte ich andere Handarbeiten besser, die er beispielsweise nicht konnte, und es sollte noch die Zeit kommen, in der ich mehr fuhr, als mir vielleicht Recht war und in der mich dann keiner mehr störte.

So begriff ich erst später, daß man über Hilfe froh sein konnte, denn dadurch konnte man dann anderer Arbeit nachgehen, die vielleicht nicht so schön war, die man aber selber erledigen mußte. So konnte man doch froh sein, wenn ein Teil der Arbeit schon von anderen übernommen wurde und man so Zeit gewonnen hatte.

Ich hoffte nur, dann nicht zu versagen. So kam der erste Arbeitstag herbei, ich hatte Angst, die Leute zu enttäuschen und nicht gut genug zu sein und es nicht durchzuhalten. Doch diese Angst war einmal mehr völlig unbegründet, denn ich wurde herzlich empfangen und es zahlte sich aus, daß ich mich für den kleineren Betrieb entschieden hatte, der gar nicht so klein war. Ich wurde gut eingearbeitet, es wurde mir alles gezeigt und ich bemühte mich, wußte ich doch ungefähr, was mich erwarten würde.

Ich wußte, daß ich eben nicht die regelmäßigen Arbeitszeiten hatte, wie manch anderer meiner früheren Schulklasse, aber das war mir bewußt und ich wollte es ja schließlich auch so.

Ich wollte die ganze Freizeit anfangs nicht entbehren, da ich dachte, ich bräuchte auch Ruhephasen zur Erholung, um danach wieder effektiver und besser arbeiten zu können.

Dies ist zwar richtig, doch wenn etwas gehen muß und man es auch wirklich schaffen will, geht es auch. Außerdem drängte ich meine Zweifel über meine Zukunft immer zurück, da ich dachte, Möglichkeiten und Nischen werde es immer geben, da es Landwirtschaft in einer Form immer gäbe.

Es hatte ja auch Vorteile, ich hatte zu essen und Arbeit. Vielleicht nicht so viel Geld, doch wenn ein reicher Mann stirbt, hat er auch nichts mehr von seinem Geld und ist vielleicht auch nicht glücklicher gewesen als ich, so dachte ich. Zudem hatten wir einen Tag wöchentlich Berufsschule, an welchem ich die anderen sah, lernen konnte, was ich gerne tat, und mich erholen konnte, da ich an diesen Tagen nicht soviel arbeiten mußte.

So ging die Zeit dahin. Ich lernte schnell und stellte mich zum Glück auch nicht so schlecht an. Gott sei Dank hatten sich meine Bedenken nicht bestätigt. So verstand ich mich mit der Familie, in der ich arbeitete, ziemlich gut, wir konnten gut zusammen arbeiten.

Klar gab es manchmal auch schwierige Situationen, die aber gut behoben wurden, so daß es sich schon gar nicht zum Problem anstaute. Zwar wohnte ich nicht bei der Familie, da mein Zuhause nicht weit entfernt war, doch auch so lernten wir uns gut kennen und verstanden uns gut.

Ich lernte gut, und das Arbeiten woanders tat mir gut. Konnte man doch Zuhause schnell zwischen der Arbeit noch etwas anderes machen, dies machte man woanders einfach nicht so. Man blieb einfach bei der Arbeit und war bedacht, möglichst schnell und sauber die Aufgaben zu erfüllen.

Nach der Arbeit am Abend mußte ich dann noch schnell Zuhause mithelfen, wenn meine Eltern noch nicht mit der anstehenden Arbeit fertig waren. Dann war es meist schon spät, ich mußte am nächsten Tag ja schon wieder bald raus, es blieb also nicht viel Freizeit. Doch ich vermißte nichts, es ging mir gut. Ich hatte keinen Grund zur Klage. Ich lernte in der Schule gut und schaffte die Arbeit im Betrieb auch gut.

Ich war sozusagen von der Arbeit ausgefüllt und zufrieden. Ich hatte alles, was ich brauchte, konnte gut lernen, arbeiten und für mich selbst sorgen. Ich war froh, mich so entschieden zu haben. So stellte ich mir damals meine Lebensaufgabe vor. Ich arbeitete, lernte dabei und konnte noch anderen helfen. Was wollte ich denn mehr?

Heute bin ich froh, daß ich diese Zeit gehabt habe und ich in dieser Zeit so im Vollbesitz meiner Kräfte ein so hohes Arbeitspensum erfüllen konnte. Ich bin froh und dankbar, diese Zeit gehabt zu haben. Sie bedeutet mir heute, wo ich nicht weiß, wie meine neue Aufgabe aussieht und was ich noch alles tun kann, sehr viel. So denke ich, daß sich innerhalb eines Menschenlebens die Lebensaufgabe noch ändern kann oder daß es einfach mehrere sind.

Es schien eine ganz normale, erfolgreiche Lehre zu werden. Doch es sollte sich in den nächsten Monaten noch allerhand ereignen. Wir wurden ein gutes Team und arbeiteten

gut zusammen. Doch als ich dann mitten im 2. Lehrjahr war, wurde mein Chef wieder krank. Er war bereits, bevor ich mit der Lehre anfang, sehr krank gewesen, es war klar, so jedenfalls die Meinung der Ärzte, daß er früher oder später wieder krank werden sollte.

Doch jetzt wollte es niemand wahrhaben. Mußte es ausgerechnet jetzt sein, wo er sich doch so gut erholt hatte und es ihm wieder richtig gut ging, er Zuhause wieder richtig arbeiten konnte? Vielleicht nicht mehr so wie in jungen Jahren, doch auf jeden Fall wäre auf ihn nicht zu verzichten gewesen. Hätte ihm dies nicht erspart bleiben können, hätte er aufgrund seiner Tapferkeit und aufgrund seines Kampfes gegen die Krankheit nicht noch ein paar Jahre verdient gehabt? Gerade wo doch alle wußten, daß es auch noch Dinge auf der Erde gibt, die kein Arzt erklären kann und die eben auf andere Phänomene zurückzuführen sind?

Diese Erfahrung mußte ich später auch noch machen. Oder ich durfte erfahren, daß selbst in hoffnungslosen Fällen noch Besserung und Heilung eintreten konnte, wenn man nur daran glaubte.

Die „höhere Macht“ gab es früher und es gibt sie immer noch, vielleicht ist sie heute wichtiger als früher. In dieser Zeit wäre das Leben doch so schön für meinen Chef gewesen. Seine Tochter heiratete, damit war garantiert, daß der Betrieb, den er sein Leben lang aufgebaut und ausgebaut hat, weiterhin Bestand hätte. Und von seiner zweiten Tochter wurde ein Enkel erwartet. Dies waren schöne Aussichten, doch gerade in diese Zeit kamen die schlechten Nachrichten von seiner schwindenden Gesundheit. Es hätte jetzt alles so schön sein können. Er wußte sicherlich am besten auch ohne Arzt, was in ihm vorging und was die Zukunft bringen würde. Schließlich kam er eines Tages ins Krankenhaus, gerade noch in einer Zeit, wo es viel Arbeit gab und er sicherlich sehr gerne wenigstens dabei gewesen wäre.

Doch dann kam eines Tages die vielleicht von einigen erwartete, aber für die meisten doch so schmerzhaft, erschütternde Nachricht, daß seine Krankheit wieder ausgebrochen wäre und man diesmal nichts mehr tun könne, außer zu hoffen. Wir wollten dies nicht hören und schon gleich gar nicht akzeptieren. Konnten wir uns doch auch nicht vorstellen, daß er einmal nicht mehr da sein sollte. Wir arbeiteten schnell weiter und wollten es nicht wahrhaben.

Besonders die Chefin und deren zwei Töchter waren natürlich sehr betroffen. Doch nun wurde der erste Enkel geboren, den er noch sah und mit dem er viel Spaß hatte. Doch als ich am Wochenende einmal zu Besuch war, erschrak ich, obwohl ich vorgewarnt war. So war er doch sehr mager geworden und sah schlecht aus. Natürlich ließ ich ihn mein Erschrecken nicht spüren, da dies nicht gerade zum Wohlbefinden beiträgt. Dies merkte ich viel später an mir selbst.

Es ging mir sehr schlecht und als mich einige sahen, waren sie entsetzt und ohne Hoffnung. Dies merkt der Kranke natürlich, dies tut ihm nicht gerade gut, sondern erschüt-

tert ihn noch mehr. Wenn man sieht, daß die Angehörigen schon die Hoffnung verloren haben, wie soll dann der Kranke selbst noch Hoffnung haben und woher soll er sich bestätigt fühlen, daß es gerechtfertigt ist und nicht nur Illusion?

Doch Illusion ist wichtig, da ohne Wunsch und Glaube jegliche Chance auf Besserung vergeht, wenn der Kranke selbst nicht mehr daran glaubt.

Obwohl ich eigentlich gläubig war, fing ich damals an zu zweifeln. Gibt es überhaupt Gerechtigkeit auf dieser Welt? Sind die Menschen fähig, gerecht untereinander zu leben? Einzelne vielleicht, doch die Masse nicht. Dafür sind die Menschen zu unterschiedlich, es gab schon immer Leute, die sich auf Kosten des Nächsten bereichert haben, es wird sie immer geben.

Ich kam damals zum Schluß, es wird vielleicht Gerechtigkeit geben unter einzelnen Menschen, doch niemals auf der ganzen Welt, denn wieviel Leid gibt es und wie könnte man es schnell ändern?

Krieg trifft die Schwachen, insbesondere Kinder und Kranke sowie alte Menschen, aber auch der Hunger ist groß. Wir in Europa haben ein so großes landwirtschaftliches Wissen, produzieren viel. Der Überschuß wird nicht weitergegeben, sondern aufwendig vernichtet. Das ist etwas, was ich bis zum heutigen Tag noch nicht so recht verstehen konnte.

So arbeitet jemand sein Leben lang, hilft anderen, macht schwere Zeiten durch, wäre es ihm dann nicht vergönnt, auch einmal andere Zeiten zu haben, zumal er nie nach dem großen Luxus gestrebt hat und immer nur mit dem Nötigsten lebte?

Wenn es Gott gab, warum ließ er dann solche Dinge zu? Ich fand keine Antwort, die mich befriedigte, doch sollte mich diese Frage später noch am eigenen Beispiel befas- sen.

Wie sollte ich mich nun, also in der Lehre, weiter verhalten? Schließlich betraf es mich ja auch und ließ mich nicht kalt.

So kam es auch wie es kommen mußte. Leider ging der Verfall meines Chefs immer schneller, und als nichts mehr zu machen war, kam er heim. Wie schlecht es ihm ging, konnte man nur dadurch erahnen, daß er sich für nichts mehr interessierte. So verschlechterte sich sein Zustand immer rascher und er starb noch im Sommer.

Dies war eine sehr harte Zeit, nicht nur für seine Familie, sondern auch für mich. Tief bewegt mußte nun die junge Generation herhalten und den Betrieb weiterführen, wollte doch keiner aufgeben, was auch nicht im Sinne meines Chefs gewesen wäre.

So langsam neigte sich mein 2. Lehrjahr dem Ende zu. Die Zwischenprüfung hatte ich mit „sehr gut“ abgelegt, jetzt waren meine Zweifel verschwunden, daß ich es nicht schaffen sollte, es war mir klar, daß es auch keine gewöhnliche Ausbildung mehr war.

2.2.3. Die Reifezeit - Die Zeit des Lernens und der Erfahrungen

Die „Reifezeit“ bringt vielfältige Erfahrungen mit sich, die über das eigentlichen Arbeiten hinausgehen: Das Thema möglicher und tatsächlich erfolgter Arbeitsunfälle wird aktuell, Schwangerschaft der Chefin und Geburt, wiederum Krankheit und Krankenhausaufenthalte des Chefs - das Vertrauensverhältnis zwischen Lehrling und Ausbildungsfamilie wird über das gemeinsame Erleben und Durchstehen von Krankheiten und extremer Arbeitsbelastung intensiv.

15 Stunden Arbeit, sieben Tage in der Woche, kaum Freizeit, aber keine Klage - so läßt sich das Leben in dieser Zeit kennzeichnen.

Im Winter beginnt dann die Zeit der Ruhe, des Entspannens, des Ausruhens von Monaten harter Arbeit mit wenig Erholungspausen, Körper, Seele und Geist zeigen Spuren extremer Belastungen.

In dieser doch schwierigen Zeit machte ich viele bedeutsame Lebenserfahrungen, die immer gut sind, wenn man sie gemacht hat, da sie früher oder später sowieso gemacht werden mußten.

Nach Ende des 2. Lehrjahres wollte ich eigentlich nach Hause, um dort die Ausbildung zu beenden oder noch auf einen anderen Betrieb. Doch ich fragte dann auch kurz vor Ende des Jahres meine Chefin, wie es weiter gehen sollte. Schließlich hatte sie ja geheiratet, so daß eine neue Arbeitskraft vorhanden gewesen wäre, doch die Arbeitskräfte sollten alle noch sehr gebraucht werden. Zudem erwartete jetzt meine Chefin noch ein Kind. So wurde ich nicht gefragt, ob ich vorzeitig gehen wolle, sondern ob ich in dieser schweren Zeit noch etwas dranhängen könne, bis das erwartete Kind da sei und alles soweit geregelt war.

Dies war für mich einerseits ein Vertrauenszuspruch, demnach konnte meine abgelieferte Arbeit nicht so schlecht gewesen sein, da es nun tatkräftige Unterstützung brauchte, zum anderen wollte ich niemanden im Stich lassen.

Ich war schon immer gutmütig und hilfsbereit, so konnte ich eigentlich nicht mehr nein sagen. Zumal ich mich nun schon auskannte, in einen anderen Betrieb hätte ich mich auch erst noch einarbeiten müssen; außerdem gefiel es mir auf diesem Betrieb recht gut.

Als meine Eltern noch ihre Zustimmung gaben und mich beruhigten, da ich sie auch nicht allein lassen wollte, da sie auch viel Arbeit hatten, war die Entscheidung klar. Zerteilen konnte ich mich nicht und so mußte es Zuhause halt wie bisher gehen, indem ich noch nach der Arbeit aushalf so gut es ging.

So machte ich nun also an meinem alten Arbeitsplatz weiter. Und die ereignisreiche Zeit sollte noch weiter gehen. Es kam mal wieder eine Arbeitsspitze, bei der wir alle sehr im Streß und Hektik waren.

Schon lange haben wir über irgendwelche Arbeitsunfälle gesprochen, doch immer verdrängt, daß es uns auch einmal treffen konnte. So kam es an einem heißen Sommertag, der Streß, nachlassende Konzentration, daß sich mein Chef, der Mann der Tochter des verstorbenen Seniorchefs, an der Hand verletzte und auch ausfiel.

So war ich eben noch mehr angespannt. Es war schon erstaunlich für mich, als ich so sah, was ich alles an Streß und Belastung aushalten konnte. Aber auch diese Zeit ging vorüber, es wurde ruhiger, aber nur, um dann wieder einzubrechen.

Meinem Chef ging es wieder besser, seine Hand verheilte, doch es blieben auch noch nachher Anzeichen von Verletzungen, die ihn ein wenig einschränkten. Da er noch zu der Landwirtschaft viel in den Wald zur Arbeit ging, um dort das gefällte Holz aus dem Wald an die Wege zu bringen. Da er in der ersten Zeit aufgrund der Verletzung nicht so gut konnte, nahm er mich mit und lernte mich ein. So gingen wir tags in den Wald und machten morgens und abends die Tiere und den Stall soweit fertig, daß alles gut versorgt war. Es durfte nicht der eine Bereich auf Kosten des anderen vernachlässigt werden.

Es rückte der Herbst herbei, wo uns wieder allerhand Arbeit erwarten sollte. Im Wald, indem ich mittlerweile gelernt hatte und nun auch gut arbeiten konnte, wurde viel an Straßen gefällt. Dies hieß, solange diese gesperrt war, mußten wir mit der Arbeit fertig sein. Dies gelang auch meistens sehr gut, da wir oft morgens vor 6 Uhr anfangen und abends bis um 9 Uhr im Wald blieben. So bewegten wir große Mengen Holz. Die landwirtschaftlichen Arbeiten teilten wir uns auf, sie waren gerade nicht so viel. Nun stand aber die Geburt des Kindes der Chefin an.

Das bedeutete, daß wir höchstens noch zu zweit waren und daß ich zeitweise auch alleine sein würde. So war es Oktober, als ein Knabe das Licht der Welt erblickte. Ihm ging es gut, doch der Chefin nicht besonders. Sollte denn schon wieder etwas passieren? War es nicht schon genug, es mußte doch auch einmal ein Ende sein.

Was das für mich bedeutete, war klar. Erst waren wir alle sehr besorgt und wieder schockiert, daß das Leid in dieser Familie in diesem Jahr kein Ende zu nehmen schien. Während mein Chef nun lange Zeit des Tages im Krankenhaus bei seiner Frau blieb, fing ich morgens schon sehr früh im Stall mit der Arbeit an. Ich war ja nun alleine und würde so auch ein wenig mehr Zeit brauchen. Ich wurde so, ob ich wollte oder nicht, ins kalte Wasser geworfen und mußte große Verantwortung übernehmen. Des weiteren waren die Familienmitglieder doch sehr mitgenommen, so daß ich versuchen mußte, daß wenigstens einer einen klaren Kopf bewahrte.

Nun war es also doch gut, daß ich meine Lehre verlängert hatte, nur schade, daß es auf Kosten von der Gesundheit meiner Chefin gehen mußte. Zu allem Unglück war nun auch noch die gewordene Oma gerade im Krankenhaus, um sich wieder zu erholen, so daß ich einen Großteil des Tages alleine arbeitend verbringen mußte.

Und doch mußte ich mich beeilen, denn die Arbeit mußte ja getan werden. Nachdem ich das Vieh versorgt hatte, gemolken war, ging ich dann zum erstenmal richtig alleine in den Wald, um dort zu arbeiten. Normalerweise sollte man dies wegen der Unfallgefahr nicht tun, aber es ging eben nicht anders und ich war mir nicht zu schade, sonder mittlerweile hatte ich schon ein wenig Routine und Spaß daran gefunden.

Ein bißchen bange war mir schon, ob ich mit den großen Maschinen und der Arbeit zurechtkommen würde, schließlich war ich mehr auf dem Gebiet der Landwirtschaft und nicht im Forstbereich Zuhause.

Doch es ging mit der Zeit gut, ich hoffte trotzdem auf schnelle Genesung der Kranken. Denn ewig wäre diese hohe Belastung vielleicht nicht durchzuhalten gewesen, obwohl ich merkte, daß viel geht, wenn es muß und man es auch schaffen will, zumal ich die Kranken, mittlerweile Freunde, wieder gesund sehen wollte. Es hatte sich ein sehr gutes, fast freundschaftliches Vertrauensverhältnis gebildet, das bis heute besteht.

Ich war nun also schon sehr früh morgens bei der Arbeit, denn ich war mir der Verantwortung bewußt. Es war sicherlich zu Lernzwecken gut, daß ich so eine Verantwortung schon so früh tragen konnte, doch mußte es unbedingt auf Kosten der Mitarbeiter gehen?

Allmählich erholte sich auch mein Chef wieder, so daß er wieder voll mitarbeiten konnte. Die gewordene Oma kam wieder vom Krankenhaus zurück und meiner Chefin ging es Gott sei Dank wieder besser. So füllte sich das Haus wieder, ich war nicht mehr so alleine. Meine Chefin kam wieder heim, alle waren jetzt froh und konnten sich nun endlich auch über das Kind freuen.

Der „normale“ Zustand kehrte wieder ein. Schon nach kurzer Zeit fing meine Arbeitgeberin wieder mit der Mithilfe an. Zwar mußte sie es nicht, doch sie machte die Arbeit mit den Tieren so gern, daß es für sie mehr Last gewesen wäre, es nicht zu tun, als ihr die Arbeit ausmachte. Nun ging so langsam alles wieder den geregelten Gang, wir waren froh, daß doch noch alles gut ausging.

Wenn ich so die Ereignisse der letzten Monate zurückverfolge, ist es eigentlich unglaublich, was alles passiert ist und was die beteiligten Personen alles zu überstehen hatten. Was mich sehr freute, war, daß mir hinterher für die geleistete Arbeit gedankt wurde. Das zeigte mir, daß es doch recht gewesen war, was ich tat. Wäre ich auch noch ausgefallen, oder hätte jemand, der sich nicht ausgekannt hätte, arbeiten müssen, wäre es schwierig geworden. Das Schicksal hatte uns super verbunden. Es entstand ein großes gegenseitiges Vertrauen und meinerseits auch große Anerkennung.

In dieser Zeit, in der ich nicht mehr Zuhause war, um zu schlafen, fehlte mir jedoch nichts. Ich war gesund, ging mit meinem Leistungspotential an die Grenzen, doch es funktionierte. Konnte ich mir früher nicht vorstellen, jeden Tag, Woche für Woche, zu arbeiten, ging es in dieser Zeit, auch ohne daß mir die Freizeit fehlte.

Ich war zufrieden und glücklich, wie es war. Ich sah meine Freunde zwar nur selten, doch wenn ich einmal Zeit mit ihnen verbrachte, dann um so intensiver. Ich war überzeugt, daß ich nun die richtige Arbeit gefunden hatte, wenn es mir Spaß machte von morgens früh bis abends spät, oft über 15 Stunden am Tag und 7 Tage die Woche zu arbeiten. Ich wollte nicht tauschen und meinen Arbeitstag im Büro bei 8 Stunden verbringen. Ich hatte mich eingearbeitet und es gefiel mir. Eine sehr schöne Zeit, sie gab mir Sinn, Erfüllung, das Gefühl, gebraucht zu werden und an der richtigen Stelle zu schaffen. Heute sehne ich mich wieder danach.

Ich setzte auf Gott, daß er mir Gelingen schenken mochte, er tat es, vor allem bewahrte er mich bei der gesamten Arbeit vor größeren Unfällen. So wurden die restlichen Monate des Jahres mit der Arbeit verbracht, alles in Ordnung zu bringen und die Arbeiten, die liegengeblieben waren, nachzuholen.

Nun neigte sich das Jahr dem Ende zu und damit auch meine Verlängerung. Nun sollte ich also das letzte Jahr Zuhause verbringen. Doch ich vereinbarte, daß ich kommen würde, wenn sie irgendwann Hilfe brauchten, und daß wir uns ja auch gegenseitig helfen konnten, da wir ja nicht weit auseinander wohnten.

So war nun ein weiteres Jahr um, ich begann im Januar daheim zu arbeiten. Es lief soweit alles gut, ich kannte mich ja gut aus und wußte gut, was zu tun war, doch es lief einfach nicht so rund.

Ich mußte sicherlich die Ereignisse der letzten Monate noch richtig verdauen und mich nicht nur körperlich, sondern auch geistig erholen und Gedanken ordnen. War ich doch immer sehr angespannt, hatte Verantwortung getragen und mußte für ich außerordentliche Leistungen verbringen.

So fühlte ich mich im Januar einfach nicht so wohl, und ich beschloß, mehr für die Ausbildung zu tun, die ich in letzter Zeit auch vernachlässigt hatte. Das war nicht weiter schlimm, da ich ja in der Schule gut war, doch auch da merkten die Lehrer schnell, daß ich mich verändert hatte und wohl ziemlich eingespannt war.

Gegen Ende des Monats, als ich eigentlich dachte, jetzt wird alles wieder ruhiger und ich könnte mit meinem Vater nun viel arbeiten, da wir eventuell unseren Betrieb auch vergrößern wollten, wurde ich ein wenig krank. Solche Dinge nahm ich nie ernst, da die Arbeit trotzdem getan werden mußte und ich in den letzten Jahren nie mehr als eine Erkältung hatte.

Im Nachhinein hätte ich vielleicht diese Anzeichen des Körpers früher wahrnehmen müssen und mal ein Gang zurück schalten müssen, hatte ich doch seit Ausbildungsbeginn keinen Urlaub mehr gehabt, wollte ich auch nie, es ging mir bei der Arbeit immer gut, sie gab mir alles, was ich mir vorstellte zu brauchen.

Doch ich half natürlich Daheim weiter mit, meine Eltern waren ja froh, daß die Hilfe in Form von einem Mitarbeiter nun da war und sie so entlastet würde. Zudem half ich

noch öfters meinem alten Chef, mit dem ich mich mittlerweile gut verstand, noch weiter im Wald mit.

Doch meine Erkältung wurde eben nicht besser und ich ging zum Arzt. Er stellte nichts Schwerwiegendes fest, ich sollte mich eben schonen - vielleicht wäre alles anderes gekommen, wenn ich schon früher eine Pause gemacht hätte, aber ich fühlte mich ja immer gut?

Das weiß eben nur Gott und deswegen war ich nun an der Reihe. Ich meinte schon, die Erkältung sei völlig gut und ich könne jetzt endlich wieder so richtig loslegen, doch es sollte anders kommen.

2.2.4. Der vorläufige Tiefpunkt - Die Krankheit bricht aus

Die Beschreibungen vom Ausbruch und Verlauf der Krankheit stehen für sich, die Dynamik und Dramatik der Ereignisse spiegelt sich in den Schilderungen wider.

Das, was bisher an Krankheit, Verletzungen und Tod auf dem Ausbildungsbetrieb kennengelernt wurde, wird nun auf einmal, praktisch „über Nacht“, zu einem eigenen Thema.

Die akute Phase der Krankheit beginnt, gleichzeitig setzt das Reflektieren über das bisherige Leben ein; Kopfschmerzen, Lähmungserscheinungen, Aufenthalte in Krankenhäusern - viele Fragen, wenige Antworten.

Das Nachdenken über Glauben und Gott wird intensiver als zuvor. Nicht die Menschen, das scheint eine der wesentlichen Erkenntnisse aus dieser Zeit, entscheiden über Leben und Tod, sondern eine „höhere Macht“.

Es beginnt die Zeit intensiver Reflexion, die Suche nach dem „Sinn“, nach der übergeordneten Bedeutung dieser einschneidenden Ereignisse.

An einem Montag im Februar ging ich mal wieder wie immer in die Berufsschule. Dieser Tag sollte vorerst der letzte Tag zusammen mit meinen Kameraden gewesen sein, denn am folgenden Tag war ich schon nicht mehr in der Lage, in die Schule zu gehen. Man sah mir vielleicht an, daß ich nicht in der besten Verfassung war, doch dies war ja schon seit mehreren Monaten der Fall. Ich mußte eben das Geschehene erst noch verarbeiten. Dafür sollte ich aber noch mehr Zeit bekommen, wie mir lieb sein konnte.

Ich kam abends also heim und half noch mit bei der Arbeit. Ich fühlte mich wieder so weit fit und dachte, jetzt geht es los in diesem Jahr. Es war noch nicht so gut gelaufen, doch ich dachte mir nichts dabei.

Ich konnte mich noch an die Silvesternacht erinnern, in der ein Gefühl in mir hochkam, das mir sagte, daß das folgende Jahr nicht „mein Jahr“ werden würde. Ich bin zwar nicht abergläubisch, doch denke ich, daß einem im Traum und in Gedanken schon irgendwelche Ereignisse vorbestimmt werden können.

So kamen mir im Gedanken Bilder von schlechten Ereignissen. Ich war darüber schon ein bißchen irritiert, machte mir aber nichts daraus. Doch so wußte ich, daß irgend et-

was Entscheidendes passieren würde und daß danach eine ganz andere Situation kommen würde.

Diese Zeit brachte im nachhinein auch lehrreiche Erfahrungen mit sich. Jedem, dem ich von meinen Gedanken berichtete, meinte nur, daß wird schon alles gut gehen, ich wurde aber mit meinen Bedenken nicht ernstgenommen. Anfangs dachte ich auch nicht an eine Krankheit. Eher einen Unfall bei der Arbeit, der schon des öfteren hätte eintreten können. Oder sollte etwas in meiner Ausbildung schiefgehen?

Ich verdrängte alles, so weit dies möglich war, und ging meinem gewöhnlichen Alltag nach. Manchmal ist es besser, wenn man nicht weiß, was auf einen zukommt.

An jenem besagten Abend war ich noch mit meinen Eltern zusammen, und wir besprachen, welche Arbeiten am nächsten Tag anstehen würden. Danach ging ich ins Bett und alles war soweit normal.

Doch gegen morgens um 4 Uhr wachte ich auf und konnte nicht mehr schlafen, zudem hatte ich massive Kopfschmerzen und mir war schlecht. Ich versuchte wieder zu schlafen, doch es ging nicht.

Dann rief ich vor Kopfweh meine Eltern, die auch gleich besorgt waren. Meine Schwester, die sich in der Medizin auskannte, kam dazu; sie meinten, wie sie mir später erzählten, ich hätte einen Zeckenbiß. Das lag auch auf der Hand, war ich doch viel im Wald gewesen. Zudem war dies in der Gegend schon häufiger der Fall gewesen und die Ursache wurde ja nie so genau geklärt.

Nach einer weiteren Stunde wollte ich etwas trinken, bemerkte aber, daß ich mit der linken Hand nicht mehr den Deckel von der Flasche schrauben konnte. Dabei dachte aber noch niemand an das, was noch kommen sollte. Ich sagte dann auch, es sei kein normales Kopfweh und daß ich in das Krankenhaus kommen würde. Ich spürte, daß etwas nicht normal war und daß ein entscheidender Punkt in meinem Leben erreicht war.

Noch bevor der Doktor kam und ich aufstehen wollte, konnte ich nicht mehr laufen und meine linke Arm funktionierte überhaupt nicht mehr. Ich bekam noch mit, daß ich innerhalb von einer Stunde auf der gesamten linken Seite gelähmt war. Was war bloß los? Der Doktor kam und, da er auch nicht viel wußte und so etwas noch nie gesehen hatte, schickte er mich ins Krankenhaus, so wie ich es zuvor schon meinen Eltern prophezeit hatte. Doch konnte ich da noch nicht ahnen mit welchem Ausmaß. Ich ging mehr davon aus, ein bißchen medizinische Behandlung und dann wäre alles wieder gut, doch das Ausmaß der Erkrankung sollte um ein Vielfaches größer sein als befürchtet. Es sollte die schwerste Zeit meines Lebens kommen, doch auch während dieser Phase sollte ich Gutes finden.

So dauerte es bis zum Morgen um 6 Uhr, bis der Krankenwagen kam und mich abholte. Zu der Zeit, wo ich normalerweise zu arbeiten anfang, doch dies sollte sich erst einmal erledigt haben. Ich weiß noch, wie man mich tragen mußte und wie wir abfuhrten,

doch dann schlief ich ein, und ich war auf einmal müde und konnte gar nicht mehr registrieren, was um mich herum ablief. Sollte ich zur Last werden für meine Eltern anstatt eine Hilfe?

Doch ich konnte auch nichts mehr denken. Ich fiel in eine Art Schlafkomma.

So wie mir später erzählt wurde, war ich überhaupt nicht mehr ansprechbar und habe, wenn ich mal wach war, nichts mehr kapiert. Das muß eine ziemlich schlimme Zeit für meine Eltern gewesen sein, wenn sie zusehen mußten, wie ich zerfiel und es mir immer schlechter ging. Wie ich anstatt zur Hilfe fast zur Last wurde und wie ich der, der den Betrieb übernehmen sollte und das Lebenswerk von ihnen weiterführen sollte, in eine weite Ferne rückte. War nun alles zu Ende?

Sollte dies mein Leben gewesen sein? War ich nur dazu da gewesen, anderen zu helfen, um dann selbst am Ende zu sein?

Das konnte doch nicht der Sinn meines Lebens gewesen sein. Diese Fragen beschäftigten mich bis dahin eher weniger. Ich hatte mir zwar schon Gedanken über den Sinn des Lebens gemacht, doch ohne so recht voranzukommen. Auch jetzt konnte ich nicht überlegen, ich habe ja fast nichts mehr mitbekommen.

Heute weiß ich auch von der Anfangszeit wenig. Ich weiß heute nur, daß es mir jedesmal, wenn meine Eltern nach mir schauen wollten, immer noch schlechter ging. In das Krankenhaus, in das ich kam, wurde ich zwar bestmöglich versorgt, doch es ging mir nicht besser. Von vielen Untersuchungen, die an mir vorgenommen wurden, weiß ich heute nichts mehr. Schon bald mußte entschieden werden, wie es weitergehen sollte, denn sonst wäre es überhaupt nicht weitergegangen.

Das Krankenhaus, welches bei uns in der Nähe gelegen war, wollte mich nicht mehr, da das Risiko für sie zu groß war. Sie mußten zugeben, daß sie nicht mehr mein Leben kontrollieren können.

Deshalb wurde ich schon bald in eine Uniklinik verlegt, die mehr Erfahrung hatte und die besseren Möglichkeiten. Aber auch dort ging es immer noch abwärts, doch jetzt wußte man wenigstens, was ich hatte, doch nicht welche Ursache alles hatte. Ich war sozusagen ein Rätsel der Medizin und sicherlich für manchen Arzt eine große Herausforderung. Ich hatte also eine Entzündung im Gehirn, die erstaunlicherweise relativ großen Schaden anrichtete. Sie muß völlig untypisch gewesen sein und schon alleine, wie sie ins Gehirn gekommen war, muß medizinisch rätselhaft gewesen sein.

Doch von all dem weiß ich nichts. Es muß ein erschreckendes Bild für meine Familie gewesen sein, mich so zu sehen. Ich glaube, wer mich kannte und mich so gesehen hätte, hätte mich auch aufgegeben.

So kam eines Tages die Nachricht des Arztes, daß sie nicht wußten, was sie tun sollen, das Fieber steige immer weiter und ich entferne mich immer weiter vom Leben. Ich stand sozusagen mit einem Bein schon in einer anderen Welt, in der es hoffentlich kein Leid und Schmerzen und Ungerechtigkeit gibt.

Doch wie viele nach schweren Unfällen schon berichteten, wie es „drüben“ aussehen soll, dazu kann ich nichts sagen. Von dieser Zeit weiß ich überhaupt nichts, ich konnte mich auch später nur noch an jene Nacht erinnern, in der das Ganze begonnen hatte.

Die Doktoren kamen in einer Nacht, als es zu Ende zu gehen schien, und meinten, daß sie keine Macht mehr über das Leben hätten, daß jetzt nur noch der Draht zur „höheren Gewalt“ helfen könnte. Dies störte mich später öfter, denn der Mensch kommt nur zu Gott, wenn es ihm schlecht geht, in guten Zeiten hat er keine Zeit, für die Hilfe zu danken. Doch, so glaube ich, wäre es meinen Eltern lieber gewesen, mich überhaupt zu haben, egal wie. Denn sie glaubten an Gott, der so Großartiges vollbringen kann, wenn der Einzelne nur daran glaubt.

Also ging der für mich unbewußte Kampf weiter und heute bin ich auch froh darüber, daß es weiter ging, denn ich mußte erst noch ein paar Dinge mit mir klarstellen. Dann sagten die Ärzte weiter, jetzt sei der Punkt erreicht, wo sie nur noch probieren könnten und hoffen. Sie pumpeten mich bis an die Grenze mit Medikamenten voll und hofften, daß es noch mal gut gehen würde und ich über den Berg käme. Gesagt, getan, in mich wurde reingepumpt, was nur ging. Doch dies sollte mir schließlich das Leben retten.

Ich schlief die ganze Zeit, doch ich war später froh, daß ich nicht mit ansehen mußte, wie es einem aus der Familie ging. Ich hatte ja schon damals bei meinem schon älteren Chef den Zerfall einer Person mit ansehen müssen, dies hatte mich ja schon belastet. Des weiteren war schon noch während meiner Arbeitszeit ein Unfall im Wald passiert, bei dem ein Holzfäller ums Leben kam. An diesem Tag hätte eigentlich ich mit in den Wald sollen, doch mein Chef entschied damals, er wolle selbst gehen und schickte mich zu einer anderen Arbeit. Dies war auch besser so, denn dadurch wurde mir schon der Anblick von dem grausigen Unfall erspart. Dieser Tag nahm mich ebenfalls mit. Es fehlte von heute auf morgen ein Kollege, mit dem ich noch tags zuvor zusammengearbeitet hatte. Genauso gut hätte es mich damals schon treffen können, doch ich hatte immer Glück oder es war etwas daran, daß es Schutzengel gab. Ich sollte eben noch eine Aufgaben erfüllen, so erklärte ich mir alles.

Wenn ich aber heute in Gedanken an meine Arbeitszeit zurückdenke, weiß ich genügend Gelegenheiten, bei denen ich schon durch Unfall hätte ums Leben kommen können. Warum der, warum so?

Diese Fragen beschäftigten mich doch sehr. Ich konnte zwar darüber mit meinen Eltern reden, doch „verdauen“ mußte ich es selbst. Sie merkten zwar, daß mich alles mitnahm und daß ich mich veränderte, doch was sollten sie tun?

Ich reifte dadurch sicherlich. Ich verdrängte alles schnell, ohne genügende Antworten darauf zu finden, und ging wieder schnell an die Arbeit.

Erst später sollte ich erfahren, wie es ist und was man in solchen Situationen empfindet, und fand auch einen Teil von vernünftigen Antworten auf meine brennenden Fragen, die mich doch sehr bewegten.

Aber jetzt ging es ja um mein eigenes Leben. Nach einigen Tagen schlugen, Gott sei Dank, die Medikamente an, das Fieber sank, die Entzündung ging zurück. Ich war nun endlich über den Berg und ich lebte.

Langsam erwachte ich wieder und fing an mitzubekommen, was um mich herum passierte. Ich schlief zwar noch sehr viel und meine Eltern sollten, sofern sie hier waren, mich wach halten, daß ich nicht in das andere Land hineinschlafe, doch dies gelang nicht immer.

Ich lebte zwar, doch es war wohl klar, daß dies eine langwierige Sache werden sollte, auch wenn ich es nicht sofort begriff und auch nie wahrhaben wollte, bis heute nicht so recht - auch wenn ich alles relativ realistisch einschätzen kann. Diese Zeit prägte meine Eltern sicherlich auch, mußten sie neben der Sorge um mich noch die Arbeit erledigen. Wie ich heute von vielen Leuten erfahren habe, ging die Sache meinem Vater sehr nach. Er ist normal nicht so sensibel und zeigt auch nicht gleich, was er denkt und fühlt, aber sehr viele Leute sahen es ihm an und fragten, was los sei. Hatte er sich doch sehr gefreut, daß ich sein Lebenswerk, in das er all seine Kraft setzte, fortsetzen wollte und den Betrieb nicht beenden wollte - und dann so etwas.

Später fragte ich mich nur, warum mußten meine Eltern dies mitmachen? Ich war eine andere Sache, aber warum hatten dies meine Eltern verdient, die sowieso immer allen halfen, so gut sie konnten? Meine Mutter tröstete sich mehr mit dem Glauben über das Größte hinweg und sagte, wenn es Gott so will, hat es sicherlich auch seinen Sinn.

Schließlich wurde in der Bibel mehrfach von Leuten berichtet, die Opfer bringen mußten und die auch die geliebten Kinder verloren und es auch einen Sinn hatte, auch wenn wir es vielleicht nicht auf Anhieb verstehen und es wie Ungerechtigkeit aussieht, hat es doch bestimmt einen Sinn, wenn man ihn nur sucht und nicht gleich das Ereignis verurteilt.

Viele Kollegen meiner Eltern belächelten meine Mutter und meinten nur provokativ, wo denn nun ihr Gott sei. Warum läßt er so etwas überhaupt zu, warum macht er jetzt keine schnelle Heilung, so wie es für einen Gott üblich wäre?

Dies traf meine Mutter sicherlich heftig und trug nicht zur Verarbeitung bei. Doch sie sollte recht behalten, Gott half mir, auch wenn das dann sicherlich viele die Fortschritte der Medizin oder der Therapie zuschrieben und so meinten, daß der Mensch als Einziger die Macht über alles hat. Doch dies kann ich nicht glauben nach all den gemachten Erfahrungen, auch wenn es mir manchmal schwerfällt, alles zu glauben, was ich sehe. Aber ich kann mich ja dann angucken, und es ist dann wahr, und ich hoffe, er hilft mir auch in Zukunft und macht das Unmögliche war.

Doch nun war ich erst einmal wieder im Leben und es ging weiter, doch ich war eben alleine völlig hilflos. Meine komplette linke Seite war schon ab dem Gesicht gelähmt und zudem gefühllos. Was war ich da noch wert?

Erst später verstand ich, daß, egal was einer für Behinderungen hat, doch der Kopf und das Herz das Wertvollste sind und einen, wenn er auch sonst arm ist, persönlich reich macht. Ist man auch nicht mehr wie früher, so erhält man doch andere Gaben, die Ausgleich schaffen und vielleicht noch wertvoller sind, wenn derjenige sie nur nutzen will. Ich lag nun da, konnte überhaupt nichts mehr selber machen. Ich hatte zwar schon viele leidende Menschen gesehen, doch mit der Situation von 100 auf null geschaltet zu werden, kam ich absolut nicht zurecht. Hatte ich zuvor noch bis zum Umfallen gearbeitet und es hat ja auch viel Spaß gemacht, mich erfüllte die Arbeit. Ich meinte, das Wichtigste im Leben gefunden zu haben, doch es gab eben auch noch mehr Dinge, die wichtig werden können und die ich lernen mußte.

Die neue Situation erdrückte mich, ich wurde verbittert. Wie alte Leute wurde ich gefüttert und konnte nicht mehr alleine zum Klo. Wie sehr war ich doch verfallen, doch ich hatte ja noch meinen Kopf und mein Herz. Doch zu dem Bewußtsein dieses versteckten Reichtums mußte ich erst noch finden, ihn lernte ich später einzusetzen.

Damals, als meine Eltern Hochzeitstag hatten, wollten wir ein wenig feiern. Ich war zu der Zeit noch auf dem anderen Betrieb, und als ich abends heimkam, war keiner da. Was war passiert? Meine Oma hatte einen Schlaganfall bekommen. Ihr ging es ähnlich wie mir. Sie hatte immer gearbeitet, geglaubt und was war? War dies die verdiente Gerechtigkeit?

Auf viele Fragen bekommt man eben hier auf der Erde keine Antwort, auch dann nicht, wenn man sucht. Oft sucht man an der falschen Stelle.

Meine zweite Oma starb noch, als ich im ersten Lehrjahr war. Ich hätte heute gerne ein wenig Zeit mit ihr, um einige Dinge aus der Welt zu schaffen. Ich war noch zu jung, um alles zu verstehen, was sie sagte. Doch wenn wir mal Streit hatten, meinte sie, Du wirst schon noch alles verstehen und dann würdest Du dir wünschen, es wäre anderes.

Heute tut es mir zutiefst leid, daß ich in manchen Situationen so war, wie ich war. Sie meinte immer, ich solle mehr tun. Heute wäre sie sicherlich stolz zu sehen, wie ich mich durch die Lehrzeit kämpfte und wie es mir nun ging und wie ich mich wehrte. Ich kann da nur hoffen, daß mir vergeben wird, indem ich einsichtig war und meine Fehler erkannte. Ich kann sie nicht mehr persönlich um Vergebung bitten, doch so hoffe ich, daß Gott mir eine Chance gibt, für das, und das merkte ich wenigstens, was richtig und was nicht recht war. Diese Einsicht stimmt mich oft sehr traurig.

Aber es war nun mal so, und ich hoffe nur, daß ich dadurch, daß ich einsichtig war, eine Gelegenheit der Vergebung erhalte. So verlor ich fast beide verbliebenen Omas, die ich hatte, meine Opas lernte ich nie kennen.

Mein weiterer Lebensverlauf sollte doch der einer der beiden Omas gleichen, nur daß ich jünger war und somit mehr Chancen auf Besserung hatte, doch das war mir nicht gleich bewußt.

Die Entzündung im Gehirn war nach einiger Zeit vorbei, ich war sozusagen geheilt. Die Krankheit war vorüber, doch sie hatte ihre Zerstörungen hinterlassen. Die Lähmungen blieben. Die Ursache konnte nie eindeutig festgestellt werden, es wurde auf Zeckenbiß oder auf einen Erreger, der durch Tiere übertragbar ist, vermutet, doch nie eindeutig geklärt, da ich vom Hausarzt bereits Medikamente bekam, so daß das Bild des Erregers verzerrt wurde.

Es war nur klar, daß die Erkältung den Körper geschwächt hatte und so eine Krankheit, die schon in mir saß, zum Ausbruch kam. Lange Zeit ohne Krankheit und dann so eine. Vielleicht tickt auch schon die nächste Bombe in mir, doch dies würde für mich keinen Sinn machen, da dann Gottes Handeln umsonst gewesen wäre, auch wenn ich oft Angst vor der Zukunft habe, alle schwarz sehe, obwohl mittlerweile eigentlich vieles wieder positiv ist. Oft machte ich den Fehler und fraß alles in mich rein, so daß ich bis heute anfälliger bin für Krankheiten. Ich sollte einfach jemandem haben, mit dem ich über alles reden kann, was mir eigentlich nie fehlte, auch wenn ich in der Reha oft nicht verstanden wurde und mich alleingelassen fühlte.

Es wurde nur gesagt, es seien Bakterien gewesen und keine Viren. Aber was würde es schon ändern, wenn man es wüßte? Man kann nur hoffen, daß es nie wieder kommt. Aber es hätte viele Doktoren brennend interessiert, und sie hätten lieber etwas gemacht, daß nicht nötig gewesen wäre, nur um es zu erfahren. Hatten sie ja schon an mir experimentiert und Erfahrungen gesammelt, die vielleicht einmal ein weiteres Leben retten könnten?

Aber letzten Endes entscheidet nicht der Arzt über Leben und Tod, sondern vielmehr die verborgene Macht, die sich täglich irgendwo offenbart. Auf meine Befürchtung, ob so etwas wiederkommen könne, meinten der Arzt, dies sei so unwahrscheinlich wie zwei Sechser im Lotto hintereinander. Es sei schon unwahrscheinlich, diese Krankheit überhaupt im Leben zu bekommen. Doch die Chance bestand, alles, was mir da blieb, bestand nun darin, meinem Gott zu vertrauen, daß er weiß, was er tut und allem einen Sinn und Segen gibt.

Jetzt, zu der Zeit, in der ich diese Zeilen schreibe, hat sich schon vieles verändert. Mittlerweile würde ich sogar sagen, daß das Jahr, das so schwarz und dunkel für alle aussah, ein versöhnliches Ende nahm. Ich bin nun nicht mehr nur böse auf das Geschehene, ich lernte dadurch auch viel. Wenn Gott will, geht es auch noch weiter für mich. Ich glaube sowieso, daß, wenn diese Zeilen einen wertvollen Inhalt haben, vieles nicht nur von mir kommt, sondern auch von der Macht, von der ich denke, daß sie mich in meinem Denken und Handeln lenkt.

Sie will vielleicht durch mich den anderen etwas sagen und zeigen, daß es sie auch noch heute gibt und vielleicht gerade heute, wo wir sie brauchen. Dies ist also auch ein Stück persönlicher Jahresüberblick, vielleicht ein nicht ganz alljährlicher, aber sicher-

lich einer der Wertvollsten, wenn es auch nicht so aussieht auf den ersten Blick und nicht jeder derselben Meinung ist.

Schon früh begann nun die Rehabilitation, und ich mußte mich hierbei anstrengen, um Erfolg zu haben, wobei ich nur meinen Teil dazu geben konnte. Über das Gelingen mußte ein anderer entscheiden.

So wurde ich etwa einen Monat nach dem Ereignis auf die normale Station verlegt. Allmählich wurde ich wieder lebendiger und wacher, und das erste, was mich brennend interessierte, war, wie es Zuhause bei der Arbeit zuging, was es Neues gab.

Dadurch, daß ich von Daheim noch alles wußte, hofften alle, daß es nur die Lähmung war, aber der Geist unbeschadet war. Er ist das Wertvollste. Was wäre gewesen, wenn ich körperlich fit gewesen wäre, aber der Kopf nicht stimmte? Er ist das Zentrum und bekommt von mir deshalb besonderen Wert zugeschrieben.

Nun saß ich also da, völlig unselbständig, aber ich hatte ja noch die Chance auf Besserung. Was aber alles auf mich zukommen würde, wußte ich da noch nicht. Ich sah wohl meine vielen Einschränkungen, doch ich glaubte, die heutige Medizin macht das schon und daß ich nach einer gewissen Zeit wieder der Alte wäre, was ein Trugschluß war. Wie früher wird es nie mehr werden, was aber nicht unbedingt schlecht sein muß.

Daß dies nicht so werden würde, wußte ich nicht, und es war auch besser so, daß mir damals noch keiner den Mut nahm, da ich sonst vermutlich aufgegeben hätte, noch bevor der Kampf begann. Es war wohl besser, daß ich mich auch nie sah, wie es mir wirklich schlecht ging, doch ich konnte später erfahren, daß es entsetzlich auf die Leute, die mich kannten, gewirkt haben mußte.

Nun bekam ich langsam auch Besuch von anderen Bekannten, die mich sicherlich anders in Erinnerung hatten, auch wenn sie von meinen Eltern vorgewarnt wurden. Aber ich sah schon vielen das Entsetzen an, der Ausdruck in vielen Gesichtern schrieb mich schon ab.

Bei mir Zuhause kreisten viele Gerüchte, ich war bald Stadtgespräch. Sicherlich spekulierten manche schon, daß unser Betrieb nun ein jähes Ende fand und daß somit wieder Land frei würde. Aber meine Eltern wußten genau, daß dies nicht in meinem Sinne gewesen wäre und wollten, solange sie konnten, auf jeden Fall weitermachen - zudem wußte man nie, was aus mir werden würde.

Sie gaben bis heute nie die Hoffnung auf, sie hoffen noch heute auf meine Rückkehr, würden mich aber nie dazu drängen, wenn es nicht ginge. Vor meiner Lehre hätte ich sicherlich nicht mehr wollen, doch diese Zeit prägte mich schon. Doch das, was noch kommen sollte, wohl um ein Vielfaches mehr.

2.2.5. Ich nehme den Kampf gegen die Krankheit auf

Die Phase der Besserung, einer relativen Normalisierung, sofern in diesem Zusammenhang überhaupt von Normalisierung gesprochen werden kann, setzt ein: Die Familienangehörigen und Freunde unterstützen durch ständige Gegenwart und Hilfestellung den Prozeß der Genesung.

Erste Anzeichen von konkreter Besserung der Lähmungserscheinungen lassen den Mut und das Vertrauen in das Gute wachsen. Fragen über Fragen nach Gott, nach dem „Sinn“ dieser Krankheit stehen an, Antworten bleiben aus.

Die Verlegung aus dem Akut-Krankenhaus in das Rehabilitationszentrum Jugendwerk Gailingen steht an, damit verbunden wieder eine Phase des Zweifelns: Was wird die Zukunft bringen? Erste Gedanken an eventuell bleibende Behinderungen keimen auf, aber die Hoffnung bleibt.

Langsam erholte ich mich ein wenig, das hieß, ich schlief nicht mehr den ganzen Tag, auch wenn mich noch alles sehr anstrengte - doch ich sollte schon bald ein volles Programm haben.

Ich konnte in dieser Zeit nie über mangelnde Unterstützung klagen, es kam immer irgendwer zu mir, um nach mir zu sehen, anfangs meine Eltern fast täglich. Später waren es Freunde, Bekannte und Verwandte, zu denen ich durch diese Situation noch viel besseren Kontakt bekam und auch viele(s) besser zu verstehen lernte.

In solchen Situationen sieht man eben, ob man wahre Freund hat oder nicht. Ich muß sagen, mich enttäuschte nicht ein Einziger, es hielten alle zu mir. Das ist heute nicht mehr ganz alltäglich und wer weiß, wie weit ich ohne Unterstützung gekommen wäre.

Ein Gedicht, das ich fand, behielt Recht. Es lautet wie folgt:

In guten Tagen ist niemand allein,
dann stürmen die Freunde zur Tür hinein,
und feiern Dir voll Übermut,
dann glaubst Du wirklich, die meinen es gut.
Aber bedenke, es kommen auch schlechte Zeiten,
erfüllt voll Leid. Dann werden sie Dich nicht mehr begleiten,
die Treue versprochen bis in den Tod,
denn Dich verließen Gesundheit, sprich Glück.
Aber wäre nur einer, der zu Dir hält,
so gäbe es doch Glaube an Freundschaft, sprich Liebe.

So kam eines Tages, als meine Tante gerade bei mir war, mein Ausbildungsberater zu mir, der gerade in der Nähe zu tun hatte. Er meinte, ich solle mir wegen der anstehen-

den Abschlußprüfung keine Sorgen machen. Da würde sich schon ein Weg finden lassen, erst sollte ich gesund werden.

Über diese Mitteilung freute ich mich sehr, war mir die Ausbildung doch wichtig gewesen, und er kam zu mir, da wußte ich noch gar nicht, was in Zukunft stehen würde.

Ich dachte nur, bis dahin bin ich längst wieder fit. Aus medizinischer Sicht wäre dies in demselben Jahr sicherlich utopisch gewesen, doch es sollte eben anderes kommen. Der Medizin werden eben auch ihre Grenzen aufgezeigt.

Vor allem meine Schulkameraden traf es hart, daß gerade ich von heute auf morgen fehlte. Hatte ich ihnen doch immer geholfen und war angesehen, doch es konnte keiner verstehen; warum ich, warum jetzt und warum so? Gerade sie nahm es doch mit. Als sie mich mal besuchen kamen, war die Überraschung sicherlich groß. Sie äußerten auch, als sie mich im Rollstuhl sahen, daß sie keinen Pfennig mehr auf mich setzen würden. Das verstand ich eher als Scherz denn als Realität, der ich nicht ins Auge schauen wollte. Ich sollte auch noch wider Erwarten viele eines Besseren belehren.

Sie hielten aber immer zu mir, erzählten mir das Neuste und berichteten, was in der Schule läuft. In der Zwischenzeit war der Kopf schon wieder so gut, daß ich lesen und Dinge lernen konnte. Jedoch hatte ich große Probleme mit den Augen, tat mir sehr schwer beim Lesen kleiner Schriften und sah manchmal nicht einmal das Essen auf dem Teller richtig.

So gingen die Tage dahin, ohne daß sich viel änderte, außer daß ich eben fiter wurde. Schon bald wurde ich im Fahren mit dem Rollstuhl relativ geschickt, und so flitzte ich durch das große Krankenhaus auf Erkundung der neuen Gegend. Für das, daß ich nur eine Hand und einen Fuß zur Verfügung hatte, war ich sicherlich der Schnellste; ich trainierte auch immer wieder, um noch besser zu werden.

So hatte ich jeden Tag Therapie, und langsam wurde angefangen mit dem Aufstehen. Allerdings konnte ich dies nicht alleine. Doch schon bald lernte ich meine Möglichkeiten voll zu nutzen und gelangte vom Bett alleine in den Rollstuhl.

Ich probierte auch vieles aus, auch wenn ich manches nicht alleine sollte, doch dadurch kam ich sicherlich auch voran. Nun kamen alle großen Ärzte von der Klinik, um mich zu sehen. Ich war eben nicht alltäglich, sondern geheimnisvoll, da die Ursache der Erkrankung nicht festgestellt worden war und es auch trotz vieler Untersuchungen nicht mehr wurde, eben ein untypischer medizinischer Fall.

Aber auch wenn sie gewußt hätten, dadurch wäre der Fall nicht anders gewesen. Sie brannten aber darauf, Näheres über mich zu erfahren.

Auch wenn ich damals früher in ärztliche Behandlung gegangen wäre, wäre es nicht anders gekommen. Vielleicht wäre es später gekommen, doch um so jünger man so etwas bekommt, desto besser die Chancen auf Besserung. Das erste Wunder passierte sozusagen an und in mir über Nacht.

Eines Morgens, als ich an mir probierte, wie ich es immer tat, war ich voll erstaunt. Mein linker Fuß, ich konnte ihn mit großer Anstrengung ein bißchen bewegen. Als ich dies sagte, kamen schnell alle her, um diese Neuigkeit zu sehen. Das war sicherlich eine Kleinigkeit, doch der Anfang. Der erste Schritt in Richtung Besserung fiel, meine Familie und insbesondere ich hatten wieder Hoffnung, daß vielleicht schnell noch mehr passierte, doch so einfach war es nun auch nicht.

Ich präsentierte jedem, was ich konnte, war aber danach völlig fertig. Aber ich versuchte immer, in den Therapien das Beste zu geben und ließ mich nicht hängen, merkte ich schon ziemlich bald, daß es ein Angebot ist, um Besserung zu erreichen, und ich die Therapien nicht für andere machte, ich half mir ja dabei selbst und meiner Familie, indem ich lernte, mit der Situation selbständig umzugehen.

Ich hätte auch resignieren können, doch das lag eigentlich nicht in meiner Natur. Schon früher war ich unter meinen Bekannten als ein Kämpfer mit starkem Willen bekannt. Dies sollte mir jetzt zugute kommen, und die Tugenden, von denen ich glaubte, sie zu haben, sollten auf die Probe gestellt werden.

Aber dadurch, daß sie geprüft wurden, konnten sie auch wachsen und zeigen, daß sie da sind. Auch wenn manchmal Zweifel kamen, gab es nie lang anhaltende Löcher. Irgendwann besann ich mich wieder auf das Entscheidende - und es ging voran.

Aber in der ersten Zeit ging nicht viel, die Fortschritte blieben trotz harter Arbeit aus. Dies raubte schon eine Menge Hoffnung und Geduld, doch ich konnte eben noch gar nicht so gut abschätzen, was es für eine Arbeit werden sollte. Ich wurde immer fitter, langsam konnte ich mich besser halten beim Stehen. Es gab nun Fortschritte, doch diese waren eben nur langsam, so daß die Ärzte nur knappe Prognosen auf Besserung für die nähere Zukunft abgaben. Doch ich dachte, es wird schon, wenn ich nur meinen Teil, den ich dazu beitragen kann, leisten kann.

Außerdem hatte ich immer mehr Unterstützung von einer „höherer Gewalt“, die ich auch spürte, und so tröstete ich mich mit dem Gedanken, wenn es werden soll, dann wird es auch, und im Falle, daß es so bleibt, kann man in der heutigen Zeit auch leben, es kann auch noch ein erfülltes Leben geben.

Es war ja schon von vielen Behinderten die Rede gewesen, die trotz ihrer Behinderung noch Beachtliches leisteten. Vor solchen Menschen hatte ich immer Respekt, sie gaben ihr Leben nicht auf. Sie lebten und versuchten noch etwas aus dem Geschenk, noch am Leben zu sein, zu machen, und versuchten alles Mögliche zu tun. Ähnlich wollte ich es auch machen. Besonders fasziniert war ich immer vom Behindertensport, ich dachte, wenn ich nicht mehr aus dem Rollstuhl käme, wolle ich es auch versuchen und noch etwas leisten, meinem Leben noch einen Sinn geben.

Ich war ja immer recht fit gewesen und kam mit dem Rollstuhl immer besser zurecht. Meinen richtigen ersten Tiefschlag erhielt ich bei einer Visite, bei der mir ein Doktor

ins Gesicht sagte, sollte ich jemals wieder laufen können, wird die Hand für immer gelähmt bleiben. Er öffnete mir die Augen, doch wie konnte er so etwas sagen? Er hatte doch nicht alle Gewalt auf Erden. Das schockierte mich sehr, doch im Prinzip hatte er recht. Lieber die Prognosen tief halten und sich positiv überraschen lassen, als denken, es wird und nachher geht nichts und es gibt ein böses Erwachen. Völlig entsetzt telefonierte ich Heim und alles, was meine Eltern sagen konnten und immer sagten, war nur, abwarten und es wird schon besser werden. Es würden viele Menschen für mich beten. Aber auch ich war oft unsicher. Wenn es ihn gab, warum machte er mich nicht gesund, so wie es für einen Gott üblich oder möglich wäre? Gibt es ihn überhaupt, warum enttäuscht er so viele Menschen, die an ihn glauben und die mich kennen und so ihren Glauben ebenfalls ins Wanken bringt? Eine wundersame Heilung wäre doch viel „göttlicher“ gewesen und hätte die Macht eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Dadurch wären sicherlich viele zum Nachdenken gekommen und hätten neuen Mut gehabt. Doch später dachte ich, warum soll es ausgerechnet mir so gehen. Es gibt so viele kranke Menschen und mir geht es da vergleichsweise ja noch gut, da ich wenigstens noch klar denken konnte. Aber irgendwie war die Zeit auch gut. Ich hatte Zeit zum Nachdenken. Es waren so viele Dinge passiert, nun hatte ich ein wenig Ruhe und stand im Mittelpunkt, auch wenn das nicht meine Absicht war und ich mir auch eine andere Art von Verschnaufpause hätte vorstellen können. Da ich noch sehr jung war, wurde ich sehr gut betreut, ich konnte nicht klagen. Ich schloß auch gute Freundschaften und habe sogar heute noch zu Teilen des Personals guten Kontakt. Sie gaben mir schon das Gefühl, daß ich jemand war und daß ich nicht wertlos bin. Das war sehr wichtig für mich. Wenn ich auch häufig als hart und fast gefühllos und nicht emotional angesehen wurde, hatte ich doch ein sehr weiches sensibles Inneres, das nun in der Situation hervortrat. Gerade zu dieser Zeit besuchte mich einmal ein Krankenhausseelsorger, mit dem ich mehrere gute Gespräche führte und die sicherlich der Grundstein zu meiner neuen Beziehung zu der „höheren Macht“ waren. Zudem gab mir der Besuch der Krankenhauskapelle viel innere Ruhe, der Seelsorger meinte, daß ich eine starke innere Kraft hätte und alles gut überstehen würde. Ich hatte plötzlich auch neue Gedanken, ich kam mit mir und Gott und meinen Fragen weiter und zwar in einem niemals geglaubten Tempo. Die Bestätigung fand ich in guten Fortschritten. Geistig kam ich wieder langsam auf die Höhe. Meine Gesichtsmuskeln gingen besser, so daß ich bald wieder normal aussah. An meiner Hand tat sich noch nichts, doch beim Laufen drängte ich auf den ersten Schritt. Doch meine Therapeuten, die sowieso viel wagten, ich war eben kein Gewöhnlicher, mußten mich bremsen. Doch eines Tages, als meine Schwester mal zu mir kam, stand ich auf und ging einen Schritt auf sie zu, ohne mich zu halten. Ich wußte zwar genau,

daß ich dies nicht sollte, doch gerade das, daß ich viel probierte und machte, brachte mich vielleicht schneller voran, wie nur alles Erlaubte.

Sicherlich mußte ich dadurch auch Rückschläge in Kauf nehmen, mir wurden Grenzen offenbart, doch ich machte immer weiter. Einmal wollte ich alleine auf das Klo, doch ohne Halten war dies gefährlich und ich lag da, aber es war zum Glück nichts passiert und ich machte eben langsamer, aber nur um es später mal wieder zu probieren.

So vergingen die Tage, doch ich war nie alleine, hatte immer ausreichend Besuch und Unterstützung. Dann war noch in derselben Klinik eine Patientin aus dem Nachbarort, die ich flüchtig kannte, und wir besuchten uns gegenseitig und halfen uns.

Doch nun kam langsam der Punkt der Entscheidung, wie es weitergehen sollte. Ich konnte ja nicht ewig im Krankenhaus bleiben, auch wenn die Versorgung gut war. So meinten die Ärzte, ich solle nach Ablauf der medizinischen Versorgung in eine Reha, in der mehr getan werde, intensiver und in der noch mehr junge Leute waren. Als die medikamentöse Zeit vorüber war, gab es Abschlußuntersuchungen, und der Tag des Abschieds nahte.

War ich lange Zeit bis aufs Äußerste mit Medikamenten vollgepumpt worden, war jetzt Schluß, da sonst der Körper nicht mehr mitgemacht hätte. So war es ein schmerzlicher Abschied, es war mir ja soweit gut gegangen, doch jetzt sollte die wichtige und langwierige Rehazeit beginnen.

Ein weiteres großes Handicap waren die Augen. Ich sah zwar noch, doch ich hatte einen großen Gesichtsfeldausfall, der sich aber auch bessern sollte.

Zudem erschwerte meine hohe Gewichtszunahme die Beweglichkeit. Ich aß wie vorher, arbeitete aber nicht mehr so viel, die Medikamente taten ihr Übriges.

Später sollten mir noch viele Leute zu denken geben, indem sie sagten, daß sie mich beim ersten Besuch nicht mehr (er-)kannten. Das konnte ich mir nicht vorstellen. Demnach muß es aber ein heftiges Bild gewesen sein für die, die mich von früher kannten.

Dann war es soweit - ich sollte in eine Reha-Klinik kommen, in der nur junge Menschen waren, die aber doch ein weites Stück von Zuhause weg war. Das bedeutete für mich, ich müßte lernen trotz der Behinderung selbständig zu werden. Dies war gut, ich meinte, lieber eine gute Einrichtung und weiter weg von Zuhause.

Nun waren die Leute vom Roten Kreuz gekommen, um mich abzuholen und nach Gailingen zu bringen. Ich ging zwar nur ungern, da ich mittlerweile Freunde gefunden hatte und mich mit allen gut verstand, doch wußte ich, daß eine Reha-Maßnahme intensiver war und somit besser.

Was würde mich wohl erwarten? Es würde alles neu sein, hier hätte ich alles gekannt. Doch ich versprach, einmal zu einem Besuch vorbeizukommen, und zwar gesund.

Das war für alle unvorstellbar, doch ich konnte und wollte es mir nicht vorstellen, auf Dauer behindert zu sein. Ich verdrängte es eben, was anfangs gut gelang, mich aber später immer mehr beschäftigte.

Ich hatte vor Menschen großen Respekt, die trotz Behinderungen noch viel aus ihrem Leben machten und viel intensiver lebten als gesunde, die alles haben und doch so arm sind. Deswegen sagte ich schon früh, sollte ich nicht gesund werden, was ich mir nicht vorstellen konnte, wollte ich dennoch etwas in meinem Leben erreichen.

2.2.6. In der Reha geht der Kampf weiter - Die Ausmaße der Krankheit werden sichtbar

Die Aufnahme in das Rehabilitationszentrum stellt einen markanten Wendepunkt in der Gedankenwelt und der bisherigen Lebensform dar: In dieser Phase wird das Bewußtsein über die Wahrscheinlichkeit bleibender Behinderungen geschärft, nicht jedoch gepaart mit einer resignativen Einstellung, sondern mit dem Wunsch und Willen, den „Kampf“ gegen die Krankheit bzw. gegen mögliche Folgen der Krankheit aufzunehmen und „das Beste aus der Situation“ zu machen.

Die Gedanken kreisen nun um die anstehende Neudefinition von Lebensaufgaben bis hin zu der entscheidenden Frage nach dem „Sinn des Lebens“.

In dieser Phase prägt sich der starke Willen zum Leben aus, der Glauben und die Hoffnung, mit dem Leben etwas anderes, Neues anzufangen.

Genau kann ich mich noch an jenen Tag erinnern, an dem ich in der Reha ankam. Ich wurde freundlich empfangen, doch gingen mir hier erst langsam die Augen auf.

Da waren noch mehr junge Leute, denen es zum Teil schlechter, zum Teil besser ging als mir, die alle aber krank waren.

Mit der Zeit bekam ich dann auch mit, welche Prognosen sie hatten und wie lange sie schon trainierten. Das versetzte mich einerseits in Angst und machte mir andererseits Hoffnung. Doch man darf niemals von sich auf andere schließen, da jeder auf Ähnliches unterschiedlich reagiert.

Bald begann ich mich anzustrengen, um mich gut einzuleben und so wenig Arbeit wie möglich zu machen. Doch nun war ich nicht mehr im Mittelpunkt, da gab es ja noch viele andere Patienten, die auch ihre Probleme hatten - ich war nur einer unter vielen. Hier war mein „Fall“ nicht mehr so etwas ganz Ausgefallenes, vielmehr nur von dem Ausmaß der Erkrankung.

Ich konnte mir aber nicht vorstellen, dauerhaft behindert zu sein, auch wenn ich wußte, daß es nicht mehr wie früher werden würde. Ich wollte es einfach nicht wahrhaben und dies war auch gut so, denn dadurch nahm ich den Kampf auf und begab mich auf den langen, schwierigen Weg der Rehabilitation.

Nicht, daß ich etwas gegen Behinderte gehabt hätte, doch ich konnte und wollte nicht wahrhaben, daß ich dazugehören könnte, nicht nach dem letzten arbeitsreichen Jahr. Zudem ist es meistens so, daß Behinderte in der Gesellschaft ausgegrenzt werden. Dies erfuhr ich immer selber, wenn ich mit dem Rollstuhl unterwegs war und Menschen an

mir vorübergingen. Entweder lachten sie oder sie bemitleideten mich, doch davon hat der Betroffene nichts.

Nur wenige helfen wirklich, und dies ist das einzige, was dem Betroffenen hilft. Meist haben die Menschen auch Angst davor, wenn sie Behinderte sehen, denn sie wissen ganz genau, wie schnell man selbst in der Lage sein kann - doch es wird eben vieles verdrängt.

Andere sagen, „der ist doch selber Schuld, wenn er einen Unfall hatte“, doch daß es auch noch andere Wege gibt, behindert zu werden, sehen viele nicht. Ich konnte nichts dafür, es kam über Nacht.

Diese Reaktionen haben mir oft einen zusätzlichen Schlag gegeben, wie sehr ich doch ausgegrenzt war. Zudem konnte ich so meinen alten Beruf nicht mehr ausüben. Also mußte es anders werden.

Aber was war, wenn die Doktoren Recht hatten und es wirklich für immer so bliebe? Diese Vorstellung verdrängte ich auch, doch ich wußte selbst, wenn es so bliebe, dann kann man noch was im Leben erreichen und vielleicht glücklicher und intensiver leben als ein gesunder Mensch.

Ich müßte meine Lebensaufgabe neu definieren, doch als erstes könnte man für mehr Gleichberechtigung der Behinderten eintreten. Aber ich hatte noch Hoffnung und den Glauben, den Willen und die Kraft, es wenigstens zu versuchen und zu lernen, mit meiner Situation zurechtzukommen. Sicherlich fiel es mir oft schwer, dem Ganzen etwas Positives abzurufen und den Sinn zu finden, doch auf manche Fragen erhält man eben nicht so schnell eine Antwort. Ich aber wollte nichts unversucht lassen, an der Situation etwas zu verändern.

Nun begann die Zeit, in der ich mich mit allem beschäftigte, von dem man sagt, dies sei nur etwas für alte Leute, oder es reiche noch, sich im Alter Gedanken darüber zu machen. Wenn man jung ist, muß man sich mit anderen Dingen beschäftigen. Ich fing an, in allem einen Sinn zu suchen und über das Leben nachzudenken. Nicht nur, warum ich krank geworden bin, sondern es beschäftigten mich auch Fragen wie „Wo ist der Sinn des Lebens?“.

Für mich war es nun normal und wichtig, mich mit solchen Dingen zu beschäftigen, da ich ja auch tot hätte sein können. Dies reichte für mich nun schon aus, endlich weiterkommen zu wollen, da ich dankbar war, daß ich überlebte. Doch wenn ich gestorben wäre, wäre es für mich nicht gut gewesen, denn ich wollte nun vorbereitet sein und ein paar Dinge in meinem Leben richtigstellen, um im Falle einer erneuten Krankheit vorbereitet zu sein und eine solche innere Einstellung zu haben, mit der ich zufrieden sein konnte.

Deshalb war es nun für mich wichtig, weiterzukommen. Des weiteren war ich davon überzeugt, daß, nur wenn die innere Einstellung stimmt, der Kampf aufgenommen

werden kann und rasche Besserung eintritt. Zumindest würde sich eine gute ausgeglichene Einstellung bestimmt in positiver Weise äußern.

Nach meiner Ausbildung, in der ich viel erlebte und schon ins Nachdenken kam, aber kaum Zeit hatte, war es nun an der Zeit, endlich nachzudenken, Dinge klarzustellen und entschiedener als vorher zu leben.

Vorher hatte ich wenig Zeit, um zu überlegen. Doch nun wollte ich im Glauben vorankommen. So sagte ich mir, entweder ich entscheide mich richtig dafür oder lasse es ganz sein. Eine Art Mitläufertum kommt nun jedoch nicht mehr in Frage - nicht nach der Vergangenheit.

Ich wollte nun entschieden vorankommen und war davon überzeugt, daß auch Glaube helfen kann. Vielleicht nicht in der Form von „Heilung über Nacht“, aber schleichend, daß es eben immer weiter geht. Vielleicht in einem Stil, den kein Arzt mehr erwartet hätte. Für mich war klar, daß selbst der starke Glaube daran, die Überzeugung helfen kann, sonst hätte ich vermutlich nicht überlebt. Doch selbst wenn ich nicht gesund werden würde, wollte ich mit dem Geschenk „Leben“ noch etwas anfangen.

Es sollte sich auch zeigen, daß ich noch ein Wunder unter vielen in der Reha werden sollte, aber eben nur in langsamen Schritten.

2.2.7. Auf der Suche nach dem „Sinn“

Und wieder steht in dieser Phase die Sinnfrage im Mittelpunkt des Nachdenkens. Welches ist der richtige Weg? Wozu leben die Menschen überhaupt?

Der Glaube an die „höhere Macht“ wächst, die „Macht“, die lenkt, die eingreift, die Hoffnung und Trost spendet, die aber andererseits auch zum Zweifeln veranlaßt, zum Resignieren, zum Fragen nach dem unbeantwortbaren „Warum?“.

Das Niederschreiben von Gedanken zum Krankheitsverlauf und zur Be- und Verarbeitung von Behinderung stellt zum einen das „Produkt“ von intensivem Nachdenken und (selbst-)kritischen Reflektieren über das eigene Leben dar, zum anderen scheint der „Akt des Schreibens“ ein weiterer Schritt auf dem Wege hin zu einer Form des Akzeptierens von Krankheit und deren möglichen Folgen zu sein, ein Prozeß, der das Leben wieder lebenswert zu machen scheint.

Die Zeit der Rehabilitation ist von großer Bedeutung: „Fortschritte“, was die Funktionen an gelähmten Gliedmaßen angeht, werden sichtbar, aber auch im persönlich-menschlichen Bereich lassen sich Entwicklungen erkennen: Freundschaften werden geschlossen, trotz weiter Entfernung von Zuhause bleiben Beziehungen zu Familienangehörigen und Freunden intensiv.

In der Folgezeit stehen Fragen nach der Zukunft offen. Mit steigendem Grad an Bewußtheit und „Mehr“ an realistischer Einschätzung in der Selbständigkeit alltagsrelevanten Denkens und Handelns wird die Frage nach der Rückkehr in den geliebten Beruf, in die Landwirtschaft, aktuell.

Trotz Skepsis und Bedenken mancher Therapeuten wird die theoretische Abschlußprüfung zum Landwirtschaftsgesellen abgelegt - ein Kreis scheint sich zu schließen.

Die Krise scheint überwunden, „der Wille zum Leben zählt“, „das Leben lohnt sich wieder“, der Glaube an die „höhere Macht“ verfestigt sich - der hohe Einsatz hat sich gelohnt.

Nun begann die Zeit, in der ich mich auf die Suche nach dem richtigen Lebensweg oder den für mich richtigen Weg machte. Um ihn zu finden, machte ich mir viele Gedanken um den Sinn des Lebens. Wozu lebten wir, wer regelte das Leben und entschied darüber?

Die Menschen konnten es nicht sein, da, wie ich an meinem eigenen „Fall“ sah, die Doktoren versuchten, mir das Leben zu erhalten, aber keinesfalls sicher waren, ob es ihnen auch gelingen würde.

Also stand für mich fest, es mußte noch irgendwo etwas außer den Menschen geben. Das könnte nur etwas „Höheres“ sein, das da noch war. Wo sonst hätte ich anfangen sollen zu suchen?

Ich glaubte ja schon wie so viele Leute, nur nicht so entschieden. Doch man hatte ja schon von so vielen unerklärlichen Dingen gehört, lag es da nicht nahe, die Erklärung in einer Göttlichen Macht zu suchen?

Doch es ist wohl besser, wenn wir Menschen auf der Welt nicht alles erklären können. Wir würden dieses große Vollbrachte eh nicht begreifen. Wir meinen zwar, wir sind so intelligent und finden für alles den Ursprung und sehen in allem den Sinn. Doch wieviel ist für uns überhaupt unfaßbar?

Das fängt schon beim Streit um die richtige und einzige Religion an. Es gibt Weltreligionen, in denen schon viel Unerklärliches passierte, ja sogar Wunder geschahen. Viele Leute glauben daran und ich war, wenn man es genau nahm, ja auch ein Wunder, zumindest mein Genesungsverlauf.

Ist nicht jeder Mensch ein Wunder? Wir Menschen haben doch eigentlich gar nicht das Recht, über das Leben anderer Menschen zu urteilen, da es etwas Besonderes und sehr Wertvolles ist. Deshalb sehe ich die Sache mit der Gentechnik auch mit gemischten Gefühlen an. Ich finde es gut, wenn Krankheiten dadurch geheilt werden können, doch andererseits hat jede Krankheit auch einen Sinn.

Ist es vorbestimmt, daß es wieder gut wird, dann wird es, anderenfalls hat es einen Sinn. Doch unverantwortlich finde ich, wenn der Mensch versucht, in das Leben einzugreifen und ein künstliches Leben zu schaffen - hat er das Recht dazu?

Er wird es nie schaffen, so Wunderbares zu schaffen wie die Natur, außerdem können die Folgen nicht abgeschätzt werden. Der Mensch macht Experimente mit alten und kranken Menschen, um neues Leben zu schaffen. Doch eigentlich darf er doch gar nicht urteilen, ob das Leben eines Menschen noch lebenswert ist oder nicht. Selbst wenn man bei Geistigbehinderten denkt, die kriegen nichts mehr mit, das kann täuschen, da sie oft feinfühlig sind und intensiver als andere leben. Sie erfreuen sich an den alltäglichen, kleinen Dingen des Lebens und machen das Beste daraus, obwohl wir es oft nicht merken.

Dabei kann es sein, sie kommen dem Sinn des Lebens näher als ein gesunder Mensch. Aus Tests und Untersuchungen geht vielleicht hervor, daß sie krank sind, doch was wirklich in ihnen vorgeht, das weiß keiner, der es nicht selbst miterlebte.

Deswegen machten mir auch viele Religionen Kopfzerbrechen, als ich nach der richtigen suchte. Bei vielen Glaubensrichtungen werden ja auch Kranke ausgegrenzt, andererseits ist es in der Natur so, daß sich die Starken behaupten. Doch ich denke, unsere Gesellschaft ist heute so weit, daß auch beeinträchtigte Menschen aufgenommen werden müssen, da heute ja die wenigsten unter natürlichen Bedingungen leben.

Wer weiß heute noch die Natur zu verstehen? Wir nutzen sie aus, zerstören sie, sie wehrt sich durch Katastrophen, die uns unerklärlich sind. Vielleicht sollten wir versuchen, mit ihr im Einklang zu leben statt sie uns Untertan zu machen, was wir gar nicht schaffen können.

Des weiteren habe ich Achtung vor Menschen wie Naturvölker, die mit der Natur leben, sie verstehen und nicht ausnutzen, und dies auf ihre Weise auch gedankt bekommen. Sie sind zufrieden und streben nicht nach den irdischen Dingen des Lebens, die ja sowieso vergänglich sind. Deswegen glaube ich auch nicht an eine bestimmte Religion, da ich nicht sagen kann, die eine ist die richtige und die anderen sind alle schlecht.

Ich kann doch nicht einfach etwas behaupten oder über etwas urteilen, das ich gar nicht richtig kenne. Vielmehr denke ich, so unterschiedlich sie auch sind, die Kernaussage ist gleich: Es gibt etwas, das wir nicht erklären können, für mich ist dies eine „höhere Macht“, die ich Gott nenne.

Ich denke, alle Gewalt liegt bei ihr, und sie alleine entscheidet, was auf der Welt passiert. So könnte ich mir vorstellen, daß jeder einzelne Lebensweg vorbestimmt ist, jedoch im Laufe der Zeit sich mehrere Möglichkeiten des Wege auftun, von denen wir dann wählen können, wie es weitergehen soll. Ist der gewählte Weg dann doch nicht der richtige, erweist er sich also als der falsche, ich denke, es gibt die Möglichkeit der Umkehr. Oder dieser Weg bringt seine Erfahrungen mit sich, daß der einzelne dann als Umweg wieder auf den für ihn richtigen kommt.

Letzten Endes kommt es darauf an, wie wir selbst leben wollen, was uns zufrieden macht, wie unsere Vorstellungen sind. Die „höhere Gewalt“ zwingt uns nicht, ihr anzugehören, sondern sie bietet es uns vielleicht an. Wenn wir uns jedoch nicht vorstellen können, so zu leben, besteht eine Wahl. Doch kann es dann vielleicht sein, daß wir irgendwann mit Konsequenzen rechnen müssen.

Als die Doktoren mir ihre Prognosen unterbreiteten, dachte ich, wo nehmen sie das Recht her, so etwas zu sagen. Aber wenn sie versprochen hätten, es werde alles wieder gut, und hinterher wäre es so geblieben, wäre es ja nur noch viel schlimmer gewesen. Doch es stimmte mich traurig, wenn ich immer ausgelacht wurde, wenn ich meinte, es gäbe auch Dinge, die nicht in Lehrbüchern stehen, die aber passieren und unerklärlich waren.

Heute, da sie sehen, daß ich auf die Hilfe der „Macht“ vertraute und es besser wurde in einem nicht für möglich gehaltenem Maße, sagen sie nichts mehr, sondern suchen dafür medizinische Erklärungen. Vielleicht hat schon allein das Vertrauen und das Hoffen auf Hilfe des „Höheren“ geholfen. Ich kann es nicht sagen, da ich auch nicht genau weiß, ob es sie gibt. Doch wenn ich mich heute anschau, dann könnte ich es mir schon vorstellen. Sicherlich hatte ich gute Therapien, trug zudem meinen Teil dazu bei, doch ob es etwas bringt, liegt nicht in unserer Hand. Was liegt da näher als anzunehmen, ob es da nicht noch mehr oder etwas „Höheres“ gäbe?

Dadurch, daß ich solche Gedanken hatte, wollte ich nie etwas Besseres sein, doch ich fand es schade, daß sich nicht mehr Menschen darüber Gedanken zu machen schienen.

Für mich war es einfach ein Geschenk, daß ich nochmals die Chance erhielt, zu leben, etwas aus meinem Leben zu machen. Eine Warnung, denn wenn ich gestorben wäre,

dann hätte ich diese Überlegungen nicht anstellen können. Doch jetzt mußte ich einfach „forschen“, wenn jetzt nicht, wann dann? Wer weiß schon, wie lange er lebt, wie lange man so etwas rausschieben kann? Für mich war es einfach in dieser Situation wichtig, da es vielleicht sogar die letzte Chance auf Besserung war.

Ich wollte das einfach probieren, ich hatte ja nichts zu verlieren. Zudem wollte ich Besserung erreichen, da sonst so viele gläubige Menschen an Gott gezweifelt hätten, warum er das zuläßt.

Wenn ein Mensch aus der Mitte anderer gerissen wird, dann sind sie oftmals so traurig über den Verlust und können vielleicht nicht (er-)fassen, daß dies auch einmal positive Auswirkungen haben könnte und derjenige so auf seinen richtigen Weg kommen könnte.

Ich hatte auch Zeiten, in denen ich haderte, warum Gott das zuläßt. Doch ich machte mir dann auch immer Gedanken, ob es mir vielleicht etwas bringen oder sagen sollte. Doch dies einem Betroffenen zu vermitteln, ist leichter gedacht als getan, derjenige hat ja in dieser Situation noch mehr Probleme.

Zudem dachte ich, daß man auf der Suche nach Antworten nicht immer auf alle Fragen eine Antwort findet. Vielleicht im Laufe der Zeit - manchmal findet man sie nie auf Erden.

Es ist auch wichtig, daß man sich überhaupt auf die Suche macht. Es kann sein, daß sich gewisse Sachen auch im Laufe eines Lebens ändern, so daß der Lebensweg neu definiert werden muß. Dies kann auch der Fall sein bei Eingriffen in eine Umgebung eines Menschen, die nicht hätten verhindert werden können, oder wenn sich derjenige verändert und neue Herausforderungen findet.

Ob in diesem Punkt meine Gedanken richtig oder falsch sind, das mag ich nicht beurteilen. Aber ich denke, es gibt in dieser Hinsicht kein „richtig“ oder „falsch“, es ist wichtiger, ob der Einzelne mit seinen Ansichten zufrieden ist und ob seine Antworten von ihm selbst akzeptiert werden.

Im Laufe der Zeit können neue Ansichten und Erfahrungen hinzukommen, die den Einzelnen veranlassen, alles neu zu überdenken und die eigene Lebensaufgabe zu ändern. So bin ich davon überzeugt, daß jeder Mensch auf der Erde eine besondere Aufgabe im Leben hat. Dies kann sich mit Einstellungswandel ändern oder wenn neue Herausforderungen anstehen. Natürlich kann dabei nicht jeder „groß“ herauskommen, obwohl er vielleicht sehr viel leistet auf seinem Gebiet.

Des weiteren streben auch nicht alle in gleichem Maße danach, mit ihrer Arbeit in den Vordergrund zu kommen. Das ist auch gut so, sonst hätte man ja noch weniger Überblick auf der Erde.

Auf meine Frage nach dem Sinn des Lebens fand ich mit der Zeit eine für mich damals akzeptable Antwort, die sich aber im Laufe der Zeit veränderte oder sich weiterentwickelte.

Ich suche aber heute bei all meinem Tun einen Sinn, ein Unternehmen, das manchmal recht schwierig ist. So denke ich, der Sinn des Lebens stellt sich bei jedem Menschen unterschiedlich dar. Jeder sollte herausfinden, was für ihn wichtig ist und was er im Laufe seines Lebens erreichen will. Dabei ist es vielleicht auch wichtig, seine Lebensaufgabe zu finden, was allerdings dauern kann. Es ist möglich, daß man sie erst später findet, erst an einer anderen Stelle arbeitet. Dies ist aber nicht sehr tragisch, da nichts im Leben umsonst ist.

So ist es für mich nun wichtig, daß ich nach jedem Lebensabschnitt einen Schlußstrich ziehe, ihn nochmals überdenke und überlege, was besser hätte laufen können.

So sehe ich nun in dem Schreiben dieser Zeilen eine Art Verarbeitung und Aufarbeitung meiner Krankheitszeit. Mir wird dabei vieles klar, manches, dem ich vorher nicht so viel Bedeutung beigemessen hatte, erscheint mir erst jetzt in seiner richtigen Größe. Oft trifft auch mich manches hart, wenn ich dabei nochmals sehe, wie es war, wie es heute ist und was meine Bekannten dabei durchlebten.

Wenn ich nicht so einen guten Rückhalt gehabt hätte durch Familie und Freunde, wäre ich wohl nie wieder so weit gekommen. Ich denke, wenn jeder weiß, was er im Leben erreichen will, und weiß, was für ihn wichtig ist und diese Ziele anstrebt, so ist dies ein Teil seines Lebenssinns. Nach meiner Vorstellung erreicht derjenige, der sich überhaupt auf die Suche nach dem Sinn des Lebens macht, ein Stück des Sinns, da für ihn dieses Thema im Leben auch wichtig wurde und er es annahm.

Für mich wurde dieses Thema in meinem Leben wichtig, es gab mir ein neues Gefühl des Erfülltseins. Auch wenn es nur Gedanken sind, können sie einem Kraft, Mut und neue Motivation geben, weiter zu „forschen“ und so im Leben weiterzumachen oder einfach auf diesem schwierigen Gebiete weiterzukommen,

Die ersten Auswirkungen dieser neuen Erfahrungen sah ich bei mir, als ich offener wurde. Ich suchte nun Menschen, mit denen ich offen darüber reden konnte, ich hatte keine Scheu mehr, darüber zu reden. Zudem kam ich besser mit Freunden aus und verstand mich mit Bekannten und Verwandten besser als zuvor. Ich hatte nun im Gespräch keine Angst mehr davor, etwas Falsches zu sagen, da keiner genau sagen kann, ob etwas richtig oder falsch ist.

Viele Menschen, die mich schon vorher kannten, fragten mich, wie alt ich nun eigentlich sei. Sie merkten, daß ich mich veränderte und daß ich durch die Krankheit eine andere Entwicklung durchlebte als andere gesunde Gleichaltrige. Ich reifte schneller. Dies bemerkte ich auch im Gespräch mit anderen Freunden, die in ihren Ansichten noch nicht so weit waren, sondern noch ein bißchen brauchten, obwohl ihnen meine Krankheit als Denkanstoß diente - manche von ihnen „forschten“ verstärkt auf diesem Gebiet.

Ich finde es enorm wichtig, daß man jemanden hat, mit dem man darüber reden kann, denn alleine wird man nicht damit fertig. Läßt man es nicht nach außen, sondern ver-

gräbt alles in sich, so macht es einen mit der Zeit kaputt. Sucht man Gesprächspartner, so findet man sie auch.

Ich hatte das Glück, daß ich mit meinen Eltern und fast allen Bekannten ganz locker darüber reden konnte. Für viele tauchte die Frage auf, „Warum hat es gerade dich getroffen, es hätte genauso gut uns treffen können?“.

Diese Frage beschäftigte mich nicht so sehr, vielmehr verdrängen die meisten so etwas. Ich sagte dann immer nur, warum nicht, warum sollte es immer die anderen treffen und nicht einen selbst auch einmal?

Ich suchte im Laufe der Zeit Antworten auf die Frage „Was will mir das Ganze sagen?“. Es muß doch einen Sinn haben. So bin ich der Meinung, daß jeder von jedem lernen kann, da es auf diesem Gebiet kein „richtig“ oder „falsch“ gibt. Zumindest kann die Meinung anderer ein Denkanstoß für einen selbst sein. Deswegen finde ich den Meinungs austausch auch so wichtig. Oft sind zwei Meinungen besser als eine; oft machte ich den Fehler, alles alleine schaffen zu wollen und setzte mich unter großen Leistungsdruck, ohne mir helfen zu lassen.

In meinem Glauben hat sich äußerlich nicht viel verändert. Ich gehe jetzt auch nicht mehr zur Kirche als vorher; ich weiß auch nicht, ob meine Religion die einzig Wahre ist. Vielmehr lebe ich heute entschiedener in dieser Hinsicht, das Vertrauen auf die „Höhere Gewalt“ ist größer als früher. Ich frage nun mehr vor schwierigen Entscheidungen Gott um Rat, um ein Zeichen. So wächst das Vertrauen und der Glaube daran, daß es da noch etwas gibt. Es ist ja immer so, daß der Mensch fragt, wenn es ihm schlecht geht; doch ich bitte auch heute noch um Hilfe und Rat, wo ich schon wieder viel fiter bin.

Ich denke auch, daß diejenigen, die immer zur Kirche rennen, nicht die besseren Gläubigen sein müssen, als diejenigen, die seltener, aber dafür bewußter gehen. Viele rennen nur, um sich zu präsentieren, um dazuzugehören, obwohl sie es von innen heraus nicht so ernst nehmen. Wichtig für mich ist dabei, wie ich damit umgehe, wo das Gefühl herkommt: Ist es entschieden vom Herzen oder nur so dahergeredet?

Weitere Veränderungen bestanden wohl darin, daß ich entschiedener lebte, bewußter. Für mich war nun nicht mehr alles so selbstverständlich. Für einen Gesunden ist die Gesundheit fast selbstverständlich. Erst wenn man sie nicht mehr hat, lernt man den Wert von Gesundheit richtig zu schätzen und freut sich über jeden Fortschritt, wenn man krank ist.

So fielen mir auch in der Natur und Umgebung Dinge auf, die ich vorher noch gar nicht so genau beachtet hatte. Man bekommt so mit der Zeit mehr und mehr ein besseres Auge für die Umgebung, sieht viel genauer hin und kann sich auch an kleinen, alltäglichen Dingen des Lebens erfreuen.

Vielleicht half auch die Einsicht bei der Suche nach Antworten, um Besserung zu erreichen. Denn nachdem ich vernünftige Antworten auf Fragen nach der Ursache der

Krankheit gefunden hatte, ging es mit der Gesundheit wieder aufwärts. So nahm ich an, daß die Krankheit ein Zeichen, eine Warnung oder gar eine Prüfung für mich war: Ich forderte von Gott immer ein Zeichen, ich denke, ich habe es erhalten. Sonst würde es mich wahrscheinlich heute nicht mehr geben, wenn er seine Finger nicht mit im Spiel gehabt hätte. Es ist eine Warnung in dem Sinne, daß ich endlich auf ihn aufmerksam werde und entschieden an ihn glaube und dazu auch offen stehe.

Jeder hat in seinem Leben einmal eine schwierige Situation zu überstehen oder schwere Entscheidungen zu treffen. Ein Leben, das „glatt“ läuft, gibt es nicht. So wurden in dieser Zeit vor allem meine positiven Charaktereigenschaften geprüft, die zweifelsfrei jeder Mensch hat. Zudem ich in jedem erlebten Fort-Schritt die Herrlichkeit und Macht Gottes spüren. Es war ja nicht gesagt, daß es bei mir besser werden würde. Aber allein der „eiserne“ Wille, die Hoffnung und der Glaube daran halfen.

Geduld ist auch wichtig, doch diese immer aufzubringen, fiel mir besonders schwer. So wurde ich langsam wieder belastbarer, wacher und fitter, anfangs bekam ich auch in der Reha große Unterstützung von Familie und Freunden. Das half mir auf jeden Fall weiter. Diese Unterstützung wurde zwar weniger, da ich mit der Zeit wieder selbständiger wurde, war aber nie zuviel oder zu wenig.

Nach und nach fand ich in der Reha auch Freunde. Ich dachte, daß hier alle Freundschaften auch halten, da alle ein schweres Schicksal hatten, doch ich wurde hier, was die Freundschaft angeht, in manchen Fällen enttäuscht, in denen ich es nicht erwartet hätte.

Nach ungefähr drei Wochen fingen die ersten Funktionen wieder im Arm an. Ich konnte während einer Therapie plötzlich die Finger schließen, jedoch nicht mehr öffnen. Dies war aber trotzdem ein großer und unerwarteter Anfang. Stolz zeigte ich es überall und benachrichtigte meine Eltern. Neuer Mut keimte auf, daß es doch noch besser werden könnte als die Voraussagen meinten.

Nach sechs Wochen machte ich dann die richtigen ersten freien Schritte; es war abzu- sehen, daß zumindest das Laufen wieder gehen könnte. Es war schon ein gutes Gefühl, auf den eigenen Beinen zu stehen und etwas Selbstverständliches wieder langsam zu lernen, eben wie ein Kleinkind. Aber mit den neuen Erfahrungen verschwanden auch Verhaltensweisen und Eigenschaften wie Unbekümmertheit und Unbeschwertheit: Ich wurde reifer, realistischer, auch wenn ich anfangs von allen Therapeuten wissen wollte, wie es werden würde und wann, hatte ich doch noch meine eigenen Ziele, konnte aber die Wege nicht auswählen. Ich mußte die Therapien machen, wenn ich gesund werden wollte. Das wußte ich und das verstand ich auch, deswegen bemühte ich mich voll und ging immer zur Therapie und arbeitete mit vollem Einsatz.

Zu manchen Therapeuten hatte ich langsam ein gutes Verhältnis, da man mit ihnen reden konnte und sie sahen, daß ich „wollte“. Ohne die richtige innere Einstellung, verbunden mit dem „eisernen“ Willen, wird es auch nicht besser. Deswegen prägte mich

mein Willen auch. Gott ließ mich nicht allein, er stärkte mich und den Willen immer zur richtigen Zeit.

Nach über zwei Monaten konnte ich die ersten kurzen Strecken wieder selbständig gehen. Diese Fortschritte bestärkten mich darin, weiterzumachen. Solange ich Fortschritte wahrnehmen konnte, so glaubte ich, ging es auch weiter. Das Gehen genoß ich nun richtig, es war für mich nichts Selbstverständliches mehr.

Nach weiteren Wochen festigte sich das Laufen, ich brauchte aber weiterhin den Rollstuhl. Damit war ich nun so geschickt, daß ich relativ flott unterwegs war. Nun kam ich am Wochenende immer nach Hause und wollte gleich wieder mithelfen, so gut es eben ging. Ich durfte es nicht übertreiben, doch probierte ich alles aus. Ging es besser, hatte ich neue Motivation für die Therapie und freute mich um so mehr, wenn ich wieder heimkam und es noch besser ging. Doch ich hatte auch oft Zweifel und „Durchhänger“, besuchte meine Therapien dennoch mit Elan.

Daß ich Zuhause von meinen Freunden nicht ausgestoßen wurde, sie mich oft mitnahmen, freute mich sehr. Dafür war ich ihnen dankbar. Jedoch war ich immer ein Muster im Genesungsverlauf, da bei mir soweit alles typisch verlief, jedoch zügig. Ich wußte zwar, daß es lange dauern würde, doch mir konnte es nicht schnell genug gehen.

Anfang Juni bekam ich dann einen Rollator. Das hieß, ich durfte nun mehr und mehr laufen, jedoch noch nicht den ganzen Tag. Ich lief natürlich immer mehr als ich sollte.

Heute behaupte ich, daß mich das ständige Ausprobieren und Machen auch voranbrachte. Zudem freuten sich meine Eltern sehr, wenn sie wöchentlich sahen, daß es besser ging. Sie ließen mich auch im Rahmen der Möglichkeiten alles probieren, denn sie wußten, daß mir das half.

Die Eltern-Kind-Beziehung ist, so denke ich zumindest, sowieso etwas Besonderes. Für meine Eltern stand nie außer Frage, mich so gut wie möglich zu unterstützen. Sie hofften auch, daß es wieder werden könnte, und freuten sich auf meine Hilfe, wenn sie auch jetzt noch mehr auf mich aufpassen mußten, wie ich arbeiten konnte.

Mit der Zeit kamen neue Probleme. Ich wurde fitter, aber wie sollte es weitergehen? Der alte Beruf, so dachte ich jedenfalls, konnte nicht mehr gehen, doch ich wußte es und wollte es nicht wahrhaben. Es mußte doch einen Weg geben, dies wieder zu schaffen?

Früher, so dachte ich, konnte ich arbeiten und wollte nicht immer, heute wollte ich und konnte nicht. Wo lag der Sinn? Sollte ich etwa doch eine andere Aufgabe haben? Doch noch wollte ich mich nicht festlegen. Ich trainierte viel selber und stellte mir die Bewegungen im Kopf vor, damit andere Gehirnzellen die Bewegung übernahmen. Ich machte mit der gesunden Hand die Bewegung und versuchte sie mit der anderen nachzumachen, es wollte aber einfach nicht gelingen.

Und doch wollte ich noch meinen Beruf mit der Abschlußprüfung abschließen. Wenigstens für mich, als Abschluß, auch wenn es mit der Arbeit nicht mehr ginge. Ich

dachte, ein Abschluß wäre immer gut, sonst wäre die Zeit ja umsonst gewesen. Ich bekam von meiner Schule zugesichert, es wäre möglich, ich bekäme Aufgaben, die ich mit der Behinderung machen könnte. So hätten schon Leute mit gebrochenem Arm die Prüfung abgelegt und diese konnten dann ihre Hand auch nicht gebrauchen.

In der praktischen Prüfung konnte ich ja trotzdem Maschinen einstellen und die Vorgänge erklären, da ich in der Zwischenzeit im geistigen Bereich wieder starke Verbesserungen vorzuweisen hatte. Alle rieten mir, die Prüfung zu machen, doch nur nicht die Reha. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, also mußte es auch irgendwie gehen - ich spielte stur, wenn die Möglichkeit schon bestand, dann wollte ich es auch wenigstens versuchen. Zuhause meinte alle, es sei doch gut, viele Qualifikationen mitzubringen, wenn ich vielleicht umschulen sollte, doch die Kostenträger sahen dies anders, was ich nicht verstehen konnte. Deshalb suchte ich fieberhaft nach einer Lösung.

Schwer war es für mich, als ich draußen die Landschaft erwachen sah, wie es blühte und ich die Arbeit sah, doch nicht konnte. Trotzdem fuhr ich mit dem Rollstuhl auf den Feldern umher und sah die Arbeit, wußte, daß ich Zuhause gebraucht wurde. Doch ich wußte auch, daß, selbst wenn es mal wieder gehen würde, es noch lange dauern würde. Das machte mich schon sehr traurig und traf mich hart, das wußten auch meine Eltern; dies war vielleicht für sie so hart wie anfangs, denn sie konnten mir ja nicht helfen, auch wenn sie wollten.

So kam es mit der Zeit, daß ich zweifelte und in ein Tief fiel. Doch allein die „Macht“ konnte mich da rausführen. In der Zwischenzeit konnte ich wirklich wieder einigermaßen laufen und war auch ein paar Tage mehr Zuhause, doch mich bedrückte die Zukunft immer noch. Ich hatte Angst, nicht davor, daß ich wieder krank werden konnte, sondern daß ich nicht mehr mit der neuen Situation zurechtkommen konnte, wenn es wirklich nicht würde. Es könnte sein, daß ich, obwohl es mir gut geht, nicht zufrieden war und vielleicht Dinge tue, die man besser sein läßt. Geht es einem schlecht, ist jeder anfällig, doch so weit kam es nicht.

Der Urlaub Zuhause half mir, ich sah viele Bekannte, die sich freuten, daß es schon wieder so gut war, doch mir war es zu wenig. So mußte ich eben einen Sinn in dem Tief finden, denn wenn es so bliebe, käme ich ja auch nicht weiter. So versuchte ich da wieder herauszukommen. Ich darf auch nicht ungerecht sein und muß mit dem Erreichen auch mal zufrieden sein. Doch nach Besserung zu streben, denke ich, ist in Ordnung. Nur ständig zu klagen, ist nicht der richtige Weg.

Daß nun eine lange Zeit vergangen war, ohne daß sich die Hand besserte, machte auch mir zu schaffen. Es ging nicht spurlos an mir vorüber, auch wenn viele dachten, ich sei so hart, so habe auch ich einen weichen empfindlichen Kern.

Als die Geduld fast am Ende war, suchte ich nach einem Sinn im Zweifel. Ich glaubte, ich sei mit meinen Problemen allein, doch wenn man sucht, dann kann man jemandem zum Reden finden. War es an einem Tag wieder besser, so kam es wieder und noch

heftiger. Was war, wenn ich meine neue Lebensaufgabe zu spät finden würde oder sie nicht akzeptieren würde? Da las ich das Gedicht „Spuren im Sand“, das wie folgt lautet:

Eines Nachts hatte ich einen Traum:
Ich ging am Meer entlang mit meinem Herrn.
Vor dem dunklen Nachthimmel erstrahlten,
Streiflichtern gleich, Bilder aus meinem Leben.
Und jedesmal sah ich zwei Fußspuren im Sand,
meine eigene und die meines Herrn.
Als das letzte Bild an meinem Auge vorbeigezogen war,
blickte ich zurück.
Ich erschrak, als ich entdeckte,
daß an vielen Stellen meines Lebensweges
nur eine Spur zu sehen war.
Und das waren gerade die schwersten Stunden meines Lebens.
Besorgt fragte ich den Herrn:

Herr, als ich anfang, Dir nachzufolgen,
da hast Du mir versprochen, auf allen Wegen bei mir zu sein.
Aber jetzt entdecke ich, daß in den schwersten Zeiten
meines Lebens nur eine Spur im Sand zu sehen ist.
Warum hast Du mich alleine gelassen,
als ich Dich am meisten brauchte?
Da antwortete er: mein liebes Kind,
ich liebe Dich und werde Dich nie alleine lassen,
erst recht nicht in Nöten und Schwierigkeiten.
Dort, wo Du nur eine Spur gesehen hast,
da habe ich Dich getragen.

Dieses Gedicht traf mich hart. Ich glaubte ja an die Existenz einer „höheren Gewalt“, die ich in diesen Zeiten Gott nenne. Doch glaubte ich wirklich alles alleine mit Menschenhilfe zu schaffen. Ich dachte, ich vertraue Gott, aber sah Vertrauen so aus? Das stimmte mich traurig, ich war im Tief und fand so eine Zusage. Mit dieser Zusage kam ich aus dem Tief, ja schöpfte wieder Hoffnung, daß es doch noch alles werden könnte und alles in die Wege gelenkt wird. Gott ist nichts unmöglich.
Nun hatte ich keine Angst mehr vor einem neuen Tief, solange ich so eine Zusage hatte, konnte nichts passieren. Das Vertrauen von mir zu der „höheren Macht“ stieg wieder, obwohl es noch öfter wackelte.

Nun sollte eine bessere Zeit kommen. Auf einmal bekam ich „grünes Licht“, meine Abschlußprüfung zum Landwirt doch noch machen zu können. Das Tief war nun umgewandelt in neue Kraft und Mut, ich begann, mich vorzubereiten, ohne die Therapie zu vernachlässigen.

Die Zeit verging schnell, so kamen scheinbar auf einmal Besserungen an der Hand, ich konnte die Finger wieder leicht öffnen, doch die Bewegung war noch schwach. Ich hoffte, daß eine bestandene Prüfung mir bei der weiteren Genesung helfen könnte.

So nahte der Tag der Prüfung, ich fühlte mich schon ein wenig unsicher. Ich glaubte zwar, mich gut einschätzen zu können, weil ich immer in Verbindung mit der Landwirtschaft blieb, doch Ärzte und Psychologen waren anderer Meinung. Wem sollte ich glauben? Da vertraute ich einfach auf Gott. Er hatte mich bis hierher geführt, dann würde er es auch weiterhin tun. Sollte es bestimmt sein, daß ich es schaffe, würde er mir Gelingen schicken. Ich war sehr verunsichert, doch es war die Aufregung nicht wert.

Als ich die Aufgaben bekam, wußte ich, ich konnte es schaffen. Ich wußte noch alles. Ich hatte mich richtig eingeschätzt, auch wenn ich mir oftmals zu viel zutraute. Doch ich war nicht umsonst immer der Beste der Klasse, so schaffte ich auch die keinesfalls leichte Prüfung.

Als ich nach der Theorieprüfung Heim kam, war ich völlig fertig, da es mich schon viel Konzentration kostete, den ganzen Tag zu schreiben. Ich wußte aber, daß es nicht nur reichen würde, sondern daß es richtig gut war. Das Vertrauen zahlte sich aus.

Sogar die praktische Prüfung, bei der ich Aufgaben bekam, die ich vom Körperlichen her machen konnte, übertraf ich selbst meine eigenen Erwartungen und Hoffnungen.

Ich hatte es geschafft, Freude, Erleichterung, Hoffnung auf mehr kamen wieder. Ich hatte es geschafft, gegen alle anders lautenden Erwartungen und dann noch mit einem Super-Ergebnis. Ich verteidigte „meinen Platz an der Sonne“ in der Klasse. Es war nicht zu glauben, ich zweifelte und dann wurde mir ein solches Geschenk gemacht. Diesen Moment konnte ich voll auskosten.

Als ich in die Reha kam und gefragt wurde, wie es war, hatte ich nicht verloren. Ich wollte nicht angeben, doch diesmal hatte nicht ich eine Niederlage einzustecken, sondern vielmehr die Therapeuten, die gezweifelt hatten. Dachte ich noch anfangs, es wirkte sich sofort auf die Gesundheit aus, so täuschte ich mich.

Das Schönste war, daß nun im Laufe der Zeit an der Hand ein Prozeß begann, wie er ähnlich am Fuß war. Bei mir war es eben enorm wichtig, daß der Kopf stimmte, denn ohne ihn und die innere Einstellung gab es bei mir keine Fortschritte. Durch die bestandene Prüfung, dachte ich, ist mein Lebensweg doch mit der Landwirtschaft verbunden.

Diese Behauptung hatte ich schon zuvor geäußert und hatte im Nachhinein Recht behalten. Das war das schönste verspätete Geburtstagsgeschenk für mich, denn zwei Monate zuvor war ich 20 Jahre alt geworden.

Nun sollte die Hoffnung wieder steigen. Nach dieser schönen Erfahrung, bei der sich das Vertrauen voll gelohnt hatte, sollte es noch besser kommen. So geschah in der Folgezeit recht viel an meiner Hand.

Ich war immer ein Patient, bei dem eine stete Entwicklung ablief und man immer wieder einen Fortschritt beobachten konnte. Es ließen sich jede Woche neue Fortschritte beobachten, die sichtbar waren; es gab nie ein Stop, außer an der Hand zwischendurch. Doch so wie sich anfangs der Fuß regenerierte, so tat es nun die Hand. Das Öffnen der Finger wurde immer besser, letztlich funktionierte es recht gut. Es ging zwar nicht wie an der anderen, doch so weit gut, daß es zum Leben reichte.

Haderte ich zuvor noch mit meinem Schicksal, obwohl ich ja denke, es ist das meiste vorbestimmt, war nun wieder alles anders.

Zuvor meinte ich noch zu meinen Eltern, wäre doch alles anders ausgegangen. Wenn ich nicht mehr da wäre, dann wüßte zumindest jeder, woran er wäre. Doch so ist es eben für meinen Beruf zu wenig und zum Leben schon fast zu viel.

Ich dachte gar nicht daran, was ich meinen Eltern damit antat. Sie waren sehr froh, mich überhaupt noch zu haben, egal wie ich war. Das wollte ich nicht immer einsehen, auch wenn ich gar nicht gewollt hätte, daß es anders ausgegangen wäre. Ich war ja froh, dieses zweite Geschenk des Lebens in Anspruch nehmen zu dürfen, und sah es fast wie eine Art „Auferstehung“, welche jedoch nur alleine Gott, dem Mächtigsten, vergönnt ist.

Plötzlich war für mich das Leben wieder richtig lebenswert, ich nahm es wieder an, wie es war. Man muß eben immer das Beste daraus machen. Die Möglichkeiten, die man zur Verfügung hat, muß man eben voll ausschöpfen. Dies sah ich ein, wollte jedoch nichts unversucht lassen, die Macht Gottes an mir selbst zu demonstrieren, indem ich Verbesserungen an mir schaffte. Daß ich mich nicht ausruhen konnte, war mir klar, aus dem bisher Erreichten wächst nicht von alleine mehr.

Ich weiß zwar nicht, was für mich bestimmt ist und ob es wieder gut wird, doch ich konnte es durch Üben wenigstens versuchen. Wollte ich weiteren Erfolg haben, so mußte ich wenigstens das mir Mögliche dafür tun. Also ging ich wieder viel entschiedener an meine Übungen heran und versuchte auch im Alltag das bisher Mögliche sofort mit einzubeziehen, um so weitere Besserung zu schaffen. Das Gelingen lag nicht in meiner Hand, doch dachte ich, nach diesem Lebensabschnitt habe ich ganz sicher noch eine Aufgabe, auch wenn ich nicht weiß, worin sie besteht. Es konnte doch nicht sein, daß dieses Erlebte alles umsonst war. Demnach mußte ich noch eine Aufgabe haben, so begann ich, nach ihr zu „forschen“.

Da ich nicht wußte, wo ich mit der Suche anfangen sollte, begann ich bei dem, was mir bereits wichtig war und noch immer viel bedeutete. Für mich war immer klar, daß ich nicht umschulen wollte und dies nur machen würde, wenn es keine Alternative gab. So dachte ich, auf meinem alten Gebiet könnte ich mehr bewegen als auf einem neuen. Sollte ich jemals umschulen, so dachte ich, dann würde ich mich voll reinhängen, um auch da voranzukommen.

Meine Ansichten aus der Landwirtschaft wurden nie so richtig wahrgenommen, obwohl dies so ein großes Gebiet umfaßt. Ich stellte mir vor, im Falle daß ich den heimischen Hof nicht weiterführen könnte, ich trotzdem noch etwas mit Landwirtschaft zu tun haben wollte, auch wenn ich mich in der Reha oft in dieser Absicht allein gelassen fühlte, gab ich diesen Gedanken nie auf. Auch wenn es der schwierigere Weg sein würde, so entsprach er mehr meinen Vorstellungen.

So überschaute ich das Gebiet der Landwirtschaft und sah, wie groß die Mißstände weltweit noch waren. Ich setzte es mir zur Aufgabe, daß ich, sollten alle Stricke reißen, etwas für die Welternährung tun wollte. Die Verteilung ist schlecht, Lebensmittel gäbe es genug, zudem fehlt oftmals das nötige Wissen.

Wenn Anbautechniken und Produktion überarbeitet und optimiert würden, müßten die Nahrungsmittel für alle reichen, wenn die Verteilung stimmt. Doch wer ist bereit, für seinen Nächsten den Lebensstandard zu senken?

Was mich dabei am meisten stört, ist die Beobachtung, daß auf der einen Seite der Welt der Nahrungsmittelüberschuß vernichtet wird, während auf der anderen Seite Menschen verhungern. Das konnte und wollte ich nicht verstehen. Die Politik treibt auch heute noch diese Probleme immer weiter an und ist nicht darauf bedacht, wirklich Besserung zu schaffen. Obwohl wir heute ein gut ausgearbeitetes soziales Netz haben, fallen so viele Menschen durch, wer ist schon bereit, sich für seinen Nächsten einzusetzen und ihn aufzufangen? Das muß ich sagen, obwohl ich früher nicht dabei war, doch ich denke, da war die Hilfsbereitschaft untereinander viel größer.

Niemand scheint sich in unserer Gesellschaft noch um den nächsten Schwächeren zu kümmern oder meist in der falschen Form. Es gibt kaum noch zwischenmenschliche Wärme, sondern unsere Welt wird von Kälte regiert. Schaffen wir es nicht, diesen Stolz zu überwinden, werden alle auf dieser Erde keine Zukunft haben. Nicht nur die Schwächeren werden untergehen, sondern dann werden alle wieder beisammen dasselbe Schicksal durchleben.

Deshalb appelliere ich hiermit, auch wieder mehr auf den Nächsten zu achten, genauer hinzusehen und ihm zu helfen. Jetzt habe ich durch meine Krankheit gelernt, genauer hinzusehen, kleinen Dingen auch einen Augenblick zuzumessen und den kleinen Dingen des Lebens mehr Beachtung zu schenken.

Wir Menschen haben es zusammen verbockt und, packen wir diese Mißstände nicht gemeinsam an, werden wir alle gleich enden - Es wird dann keine Ausnahmen mehr

geben. Wie soll ich helfen können, diese Mißstände unserer Gesellschaft zu beheben? Selbst wenn ich die Arbeit auf dem elterlichen Hof nicht weiterführen könnte, wie sollte ich es dann schaffen zu helfen? Das hieße ja, daß ich noch eingeschränkt bliebe, wie sollte es mir dann möglich sein, an solche Aufgaben heranzugehen?

Vielleicht war dies auch nur eine Illusion von mir, denn als ein „Weltretter“ stellt man sich andere vor, dies konnte sowieso nicht einer alleine schaffen. Ich mußte eben warten und sehen, ob sich im Laufe der Zeit herausstellte, ob dies wirklich meine Lebensaufgabe sein sollte. Zumal ich ja bereit bin, auch andere Dinge zu machen, sofern ich nicht wieder gesund werden würde.

Für mich stand fest, daß ich doch auf jeden Fall noch etwas aus meinem Leben machen mußte. Es hat ja auch nicht jeder die Möglichkeit, auf Erden zwei Leben in Anspruch zu nehmen. Was nach dem Tode sein wird, das weiß auch ich nicht, jedoch denke ich, es ist noch etwas. Es kann nicht so einfach aus sein. In welcher Form auch immer vermag wahrscheinlich auf der Erde niemand zu sagen.

In der Zeit der Reha prägte mich mein Motto, „nur der Wille zum Leben zählt“. Meine Krise war überwunden, das Leben lohnte sich wieder - und ich hatte das Leben. Ich hatte überlebt, nun zählte für mich nur noch der Wille. Ich behauptete, daß ich einen gut ausgeprägten Willen besitze, doch er hätte alleine nicht ausgereicht. Ohne Unterstützung von anderen Therapien und die Erkenntnisse, die ich erlangte und die mir Kraft gaben, wäre ich nicht so weit gekommen.

Das Jahr war nicht verloren, ich hatte viel gelernt, was andere Gleichaltrige auch noch lernen mußten, auch wenn ich mir dazu andere Wege gewünscht hätte. Ich hatte meinen Abschluß, und das war wichtig für mich.

Schon als ich alleine mit dem Zug nach Hause fahren konnte, war ich froh, meine Eltern zu entlasten und auch selbständig zurechtzukommen. Doch was in der Zukunft kommen würde, das wußte ich immer noch nicht. Ich sah ihr jetzt gelassener entgegen, denn nur der Wille zählt, ich darf mich aber auch nicht überlasten und verrückt machen, wenn etwas noch nicht geht.

Mit dieser Einstellung wurde ich in der Reha bekannt, aufgrund meiner bisherigen Erfahrungen würde ich das schon schaffen - ich vertraute zudem noch der geheimnisvollen „höheren Macht“, die für mich jetzt nicht mehr so fremd war wie vorher.

Jedoch muß ich noch berichten, daß es auch in meinem Genesungsverlauf noch viel „auf“ und „ab“ gab. So hatte ich immer viel probiert und neben Erfolgen auch Rückschläge erleiden müssen, doch diese wirkten sich weniger stark aus als die Vorteile des Versuchens und Übens.

Einmal jedoch wurde ich wieder krank und hatte schon Angst, daß die Krankheit wiederkommen könnte. Doch diesmal war das Vertrauen größer; ich dachte während dieser Zeit viel nach und kam nach der Überwindung wieder mit neuem Schwung. Mich

ärgerte in dieser Zeit nur die Tatsache, daß ich nicht in die Therapie gehen konnte. Eine Pause, und dies war die Erfahrung aus dieser Zeit, ist manchmal nicht schlecht.

Ich mußte auch schon mal passieren, als ich mit übertriebenem Einsatz neue Dinge ausprobierte und dadurch zurückgeschmissen wurde. Ich mußte eben lernen, den Körper besser einzuschätzen, ihn kennenzulernen und auf seine Botschaften zu hören. Besonders jetzt, da ich nicht ganz gesund bin.

Das Jahr war nun um, doch ich stufe es nicht ohne Einschränkung als „schwarzes Jahr“ ein. Ich versuchte die Herausforderung anzunehmen und meine Lehren daraus zu ziehen. Ich machte mir Gedanken über das „Warum“.

Heute, da ich bald ein Jahr in der Reha bin, möchte ich an dieser Stelle auch einmal Dank sagen. Es wird so viel über die Reha geklagt, doch ich war immer froh, hier zu sein und die Chance zu haben, wieder gesund werden zu dürfen.

Vor 50 Jahren wäre wohl ein solcher „Fall“ nicht mehr ins Leben zurückgekehrt. Ich wurde immer gut betreut und, im Falle daß ich selber nicht wollte, angeschoben.

Ich danke allen Therapeuten, die Therapien sind im großen und ganzen hervorragend. Sicher hatte und habe ich mit manchen Leuten auch meine Schwierigkeiten, doch „wo eine Wille ist, ist auch ein Weg“.

Mit der Zeit kam ich dann mit den meisten aus. Ich habe der Reha viel zu verdanken, ohne sie wäre ich nie mehr selbständig geworden. Mittlerweile habe ich durch sie auch viele Freunde gefunden. Ich bin dankbar, hier eine Chance erhalten zu haben. Ich hatte hier alles, was ich brauchte.

So bin ich heute in einem Maß wieder fit, das keiner für möglich gehalten hatte. Ich kann sagen, dank Unterstützung habe ich es geschafft und bin heute so fit, daß die volle Selbständigkeit wieder erreicht ist und daß ich daheim schon wieder bei fast allen anstehenden Aufgaben helfen kann.

Der Einsatz hat sich gelohnt. Nur weiß ich immer noch nicht, wohin mich mein Weg führt, doch weiß ich, Gott ist nichts unmöglich. Mit ihm und seiner Hilfe kann ich alles schaffen. Er hilft mir auf all meinen Wegen und läßt mich auch in schlechten Zeit nicht allein.

Der Glaube hat meinen Willen so geprägt, wie er heute ist. Er wird mich auch weiter führen und mir den Weg ans Ziel sicher deuten, sofern ich meinen Teil dazu beigebe und ihm die Chance gebe, mir auch durch ihn helfen zu lassen.

Mit diesen offenen, aber verheißungsvollen Worten schließe ich meine Erzählung aus einer schweren Zeit. Ich habe versucht aufzuzeigen, wie ich in ihr doch noch etwas Positives habe finden können. Ich bin heute recht zufrieden, doch immer noch nicht an dem von mir gesteckten Ziel angelangt. Noch ist nicht die Zeit des Ausruhens erreicht.

3. Versuch einer Einordnung

Christoph Kuonath legt einen ausführlichen Bericht über seine bisherige Lebensgeschichte vor, die mit ihren Schilderungen in der Zeit der Gegenwart, im Februar 1999, mitten in der Phase der Rehabilitation, endet.

Bei kritischer Lektüre dieser Lebensgeschichte fallen unterschiedliche Phasen mit den eine Normalbiographie charakterisierenden Merkmalen auf, bis der „Bruch in der Biographie“³¹ über den Weg des einschneidenden Ereignisses „Krankheit“ die bisherige Lebensgeschichte eines Jugendlichen jäh unterbricht.

Was folgt sind die Beschreibungen der Zeit des Hoffens und Bangens, der Ratlosigkeit, der sich letztendlich einstellenden Gewißheit, daß das Leben weitergeht, Beschreibungen von Phasen dieses Lebens, in denen gezweifelt wird, in denen aber auch die tatsächlichen Veränderungen wahrgenommen und zum Teil akzeptiert werden in ihren möglichen Folgen, Phasen, in denen die Suche nach „neuen“ Perspektiven, nach einem veränderten „Sinn des Lebens“ aktuell werden.

Christoph Kuonath hat zwar während Krankheit, Genesung und Rehabilitation bisweilen auf ein Wunder gehofft, andererseits war und ist er sich bewußt, daß er seine Krankheit nicht durch eine „Heilung über Nacht“ überwinden könnte, sondern daß sein unermüdlicher Einsatz, sein schier unbegrenzter Lebenswille das bisher Erreichte möglich machte.

Familienangehörige und Freunde haben sich, im Gegensatz zu den Berichten anderer Rehabilitanden, nicht abgewendet, sondern haben nach Angaben des Verfassers durch ihre kontinuierliche Präsenz den Genesungs- und Rehabilitationsverlauf im positiven Sinne beeinflußt.

Der Glaube an das „Gute“, an eine „höhere Macht“, gepaart mit dem unvergleichlichen Einsatz, im wahrsten Sinne „wieder auf die Beine kommen zu wollen“, verbunden mit immer wieder wahrnehmbaren Fortschritten in dem Prozeß der Wiedererlangung vormals beherrschter Fertigkeiten, die sich weiterentwickelnde Fähigkeit (selbst-)kritischer Reflexion, das Akzeptieren von bleibenden Behinderungen und den sich anschließenden Veränderungen im bisherigen Lebensverlauf, das Verwerfen „alter“ und das Entwickeln „neuer“ persönlicher und beruflicher Lebensperspektiven - dies alles sind „Stationen“ in der beschriebenen Lebensgeschichte, die, wie Christoph Kuonath immer wieder betont, ihn dazu geführt haben, sich über den „Sinn des Lebens“ in nahezu als philosophisch zu bezeichnender Weise Gedanken zu machen.

Sein Glauben und sein Wille haben ihn nach eigenen Aussagen „geführt“ und werden ihm den Weg an das Ziel deuten, er sei zwar „heute recht zufrieden, doch im-

³¹ STADLER 1990, 194.

mer noch nicht an dem von ihm (Veränderungen durch d. Verf.) gesteckten Ziel gelangt“³².

Die vorliegende Niederschrift der Lebensgeschichte von Christoph Kuonath ist gleichzeitig die von ihm „gewählte“, seinen individuellen Bedürfnissen und Neigungen entsprechende „Methode“ zur Krankheitsbearbeitung und Behinderungsbewältigung wie auch ein (vorläufiges) „Ergebnis“ des komplexen Prozesses Neurologischer Rehabilitation, dessen Erfolg, so zumindest beschreibt es Christoph Kuonath für sein Leben, vor allem über die Einsicht der besonderen Bedeutung des eigenen Denkens und Handelns gewährleistet ist.

Eigenverantwortlichkeit in Entscheidungssituationen des alltäglichen Lebens wie auch das Recht auf Selbstbestimmung über das eigene Leben sind „Qualitäten“ des Menschen, und dies wird u.a. in den Schilderungen von Christoph Kuonath deutlich, die trotz Krankheit und Behinderung sowie deren möglichen Folgeerscheinungen unabdingbare Voraussetzungen für das Akzeptieren des gegenwärtigen Seins-Zustandes und die konstruktive Entwicklung „neuer“ Lebensperspektiven darstellen.

Christoph Kuonath zeigt in eindrucksvoller Weise, wie er auf seinem individuellen Weg hin zu Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung dem „einschneidenden Ereignis“ und seinen möglichen Folgeerscheinungen einen „Sinn“ zuzuschreiben vermag, wie er aufgrund seiner subjektiven Deutungsversuche selbst die Grundlage schafft, „neue“ Lebensperspektiven zu entwickeln.

Der Prozeß der Rehabilitation ist mit dem Ende der Schilderungen in der vorliegenden Lebensgeschichte nicht abgeschlossen. Christoph Kuonath hegt nach eigenen Aussagen den Plan, den weiteren Verlauf und den zu erwartenden „Erfolg“ seiner Rehabilitation in Form einer Fortsetzung seiner Lebensgeschichte zu dokumentieren.

³² Zitat aus der vorliegenden Lebensgeschichte, vgl. S. 64.

Übersicht über die verwendete Literatur

- BAACKE, D. 1979: Ausschnitt und Ganzes. Theoretische und methodologische Probleme bei der Erschließung von Geschichten. In : BAACKE, D./SCHULZE, T. (Hg.), Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. München 1979, 11-50.
- BAACKE, D. 1985²: Einführung in die außerschulische Pädagogik. Weinheim, München.
- BADRY, E./BUCHKA, M./KNAPP, R. (Hg.) 1994²: Pädagogik. Grundlagen und Arbeitsfelder. Neuwied, Kriftel, Berlin.
- Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation 1993: Herausforderungen und Perspektiven der Rehabilitation. Vorschläge für die Weiterentwicklung in der Rehabilitation. In: Rehabilitation (32) 1993, 1-25.
- BURCKHARD, G. 1997: Das Leben in die Hand nehmen. Arbeit an der eigenen Biographie. Stuttgart.
- CZECH, M. 1997: Die Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen mit einem Schädel-Hirn-Trauma am Beispiel des Neurologischen Rehabilitationszentrums Jugendwerk Gailingen e.V.; unveröffentl. Diplomarbeit an der FH Dortmund, Fachbereich Sozialpädagogik. Werdohl.
- DANZER, G. 1995: Psychosomatische Medizin. Konzepte und Modelle. Frankfurt/Main.
- ENGELKE, E. 1993²: Soziale Arbeit als Wissenschaft. Eine Orientierung. Freiburg/Brsg.
- FICHTENKAMM, R. 1987: Familiäre Übergänge im Wandel. Die sozialwissenschaftliche und die statistische Literatur über qualitative Erhebungs- und Auswertungsmethoden und über die Bedeutung dieser Methoden für die Familienforschung. Wiesbaden.
- FISCHER, D. 1984: Lebenslauf und Behinderung als Herausforderung für die Sonderpädagogische Diagnostik. Diss. Phil. Fak. Universität Würzburg. Würzburg.
- FLICK, U. 1995: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg.
- FUCHS, W. 1984: Biographische Forschung. Opladen.
- GRÖSCHKE, D. 1997²: Praxiskonzepte der Heilpädagogik. Anthropologische, ethische und pragmatische Dimensionen. München, Basel.
- HAUS-HERRMANN, H./HEUBROCK, D. 1996: Psychosoziale Arbeit in der stationären neurologischen Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen. In: MICHELS, H.-P. (Hrsg.), Chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Psychosoziale Betreuung und Rehabilitation. Tübingen 1996, 211-227.

- Jugendwerk Gailingen 1990: Konzeption des Sozialpädagogischen Dienstes des Neurologischen Rehabilitationskrankenhauses für Kinder und Jugendliche Jugendwerk Gailingen. Gailingen, hektogr. Manuskript.
- Jugendwerk Gailingen 1994: Arbeitspapier Sozialpädagogische Arbeit im Jugendwerk Gailingen. Gailingen, hektogr. Manuskript.
- KASZTANTOWICZ, U. (Hrsg.) 1982: Wege aus der Isolation. Konzepte und Analysen der Integration Behinderter in Dänemark, Norwegen, Italien und Frankreich. Heidelberg.
- LAMNEK, S. 1989: Qualitative Sozialforschung. Bd. 2: Methoden und Techniken. München.
- MATTHEWS, G.B. 1989: Philosophische Gespräche mit Kindern. Berlin.
- MAYRING, P. 1990: Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. München.
- MICHELS, H.-P. (Hrsg.) 1996: Chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Psychosoziale Betreuung und Rehabilitation. Tübingen.
- PÖSSL, J./MAI, N. 1996: Rehabilitation im Alltag. Gespräche mit Angehörigen hirngeschädigter Patienten. Dortmund.
- RAUSCHENBACH, T./THOLE, W. (Hg.) 1998: Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktionen, Bereiche und Methoden. Weinheim, München.
- REGUS, M. 1996: Rehabilitation chronisch kranker und behinderter Menschen. In: SCHWARZER, W. (Hrsg.), Lehrbuch der Sozialmedizin für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik. Dortmund 1996, 157-177.
- RITZ, A. 1998: Neurologische Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen. In: not - Unabhängige Fachzeitschrift der Schädel-Hirnverletzten (6) 1998, 3, 20-24.
- ROSE, L. 1991: Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunstturnerinnen. Weinheim, München.
- SHELLIG, D. 1996: Neurorehabilitation nach traumatisch bedingten Hirnschädigungen bei Kindern und Jugendlichen. In: MICHELS, H.-P. (Hrsg.), Chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Psychosoziale Betreuung und Rehabilitation. Tübingen 1996, 251-277.
- SCHNEIDER, U./WEISHAUPT, G./MAI, N. 1993: Warum hat mir das niemand vorher gesagt? Erfahrungen jugendlicher Patienten mit Hirnverletzungen. Dortmund.
- SCHULZE, T. 1979: Autobiographie und Lebensgeschichte. In: BAACKE, D./SCHULZE, T. (Hg.), Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. München 1979, 51-98.
- SCHWARZER, W. (Hrsg.) 1996: Lehrbuch der Sozialmedizin für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik. Dortmund.
- SOMMER, B. 1996: Zum Bedeutungswandel von Gewalt gegen Kinder. Aspekte qualitativen Wandels des Phänomens Gewalt gegen Kinder als Problem sozialer Wirklichkeit. Egelsbach, Frankfurt/Main, St. Peter Port.

- SOMMER, B. 1997 a: Pädagogik in der Neurologischen Rehabilitation hirngeschädigter Kinder und Jugendlicher - Zur Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Grundlegung. In: Unsere Jugend (49) 1997, 1, 18-21.
- SOMMER, B. 1997 b: Pädagogik in der Neurologischen Rehabilitation hirngeschädigter Kinder und Jugendlicher. In: STEINEBACH, C. (Hrsg.), Heilpädagogik für chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Freiburg/Brsg. 1997, 175-186.
- SOMMER, B. 1998: Pädagogik und Neurologische Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener - Versuch einer Standortbestimmung. Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bd. 5. Gailingen.
- SOMMER, B. 1999: Pädagogik und Neurologische Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener. Standortbestimmung und Perspektiven einer wissenschaftlichen Grundlegung. Egelsbach, Frankfurt/Main, München, Washington.
- SPÖHRING, W. 1989: Qualitative Sozialforschung. Stuttgart.
- STADLER, H. 1990: Didaktische Probleme des Unterrichts und der Unterweisung bei Schädel-Hirn-Traumatikern. In: Rehabilitation (29) 1990, 192-200.
- STRECKER, D. 1989: Kinder müssen nicht verunglücken. Fellach-Oeffingen.
- THEUNISSEN, G. 1991: Heilpädagogik im Umbruch. Über Bildung, Erziehung und Therapie bei geistiger Behinderung. Freiburg/Brsg.